

VOLKS-TRIBÜNE.

Social-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. (frei ins Haus). — Einzelne Nummer 15 Pfg. Durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 Mk. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 837 b des 16. Nachtrages zur Zeitungspreislifte.)

Redaktion und Expedition: S. O. (26). Oranien-Strasse 23.

Inserate werden die 4-spaltige Petit-Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Vereins-Anzeigen: 15 Pfg. Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Aufnahme in der Expedition: Oranien-Strasse 23.

Ausgabe für Expediteure: „Merkur“ Zimmer-Strasse 54.

Nr. 17.

Sonnabend, den 26. November 1887.

I. Jahrgang.

Inhalt:

Der offene Brief des Herrn Tuhauer — Karl Marx' materialistische Geschichtsauffassung. — Langames Verhungern. — Die überseeische Lebensmittelkonkurrenz. — Aus London.

Novelle. — Der Verein der anhaltischen Arbeitgeber. — Entwicklung und Charakter der französischen Arbeiterparteien. — Herr Stöcker und Herr Singer.

Politische Nachrichten. — Vereine und Versammlungen.

Thatsachen.

In der letzten Stunde der Kommunal-Wahlbewegung hat Herr Tuhauer den Unterzeichneten in einer Weise persönlich angegriffen, die wohl selbst viele meiner Gegner unerhört gefunden haben werden.

Ich lehne es ab, irgend ein Urtheil über den „Offenen Brief“ im „Berliner Volksblatt“ zu fällen. Das wird an anderer Stelle und durch eine andere Instanz geschehen, und die Arbeiter Berlins werden dieses Urtheil erfahren.

Ich habe nur die Pflicht zu erfüllen, den Lesern der „Volkstribüne“ ohne Zusätze die nackten Thatsachen mitzutheilen, die zum Verständnis der ganzen Angelegenheit überhaupt nötig sind.

Eine einzige Bemerkung sei mir vorher erlaubt. Wenn es im „Volksblatt“ heißt, erst die „schuftigen Beleidigungen“, die von mir ausgegangen seien, hätten den Anlaß zu dem beispiellosen Angriff gegeben, so weise ich diese Behauptung mit vollster Entschiedenheit zurück. Verstiegt sich denn der Hochmuth einiger Titelaufstrebler so hoch, daß eine sachliche Kritik ihrer Politik, ihrer Stellung zur Partei und ihrer Leistungen nicht mehr gestattet ist? Darf man einen Irrthum nicht mehr einen Fehler, einen — wirklichen oder vermeintlichen — Bruch der Disziplin nicht mehr eine Disziplinlosigkeit und eine übergroße Nachgiebigkeit nicht mehr „Leisetreterei“ nennen? Darf man kein Urtheil mehr fällen, ob ein Mann seiner Stellung gewachsen ist oder ob er nichts leistet? Darf man die Leute, die sich durch Titel bestechen lassen, nicht davor warnen, die Bedeutung solcher Titelbesitzer zu überschätzen und ihre Stellung zur Partei falsch aufzufassen? Gewiß, Schmeicheleien waren es nicht, die wir vorbringen mußten, als einige Titelaufstrebler angingen, Wahlbewegung auf eigene Faust zu machen — aber man nenne mir in meinem Artikel ein Wort, das eine Schmähung, d. h. eine Verdächtigung des Charakters, eine Leugnung des ehrlichen Willens, eine Unterschiebung unlauterer Motive einschloß! — Wenn mich einmal ein Kritiker als sozialpolitischen Schriftsteller „wissenschaftlich wie literarisch gleich leistungsunfähig“ finden sollte, würde es auch die größte Duellmuth zulassen, wenn ich dem Gegner meine Sekundanten wegen „erbärmlicher Beschuldigung“ und „schuftiger Beleidigung“ schicken wollte? Man würde mich in solchem Falle einfach auslachen, wie man über Jeden die Achseln zucken muß, der, in öffentlicher Thätigkeit, die öffentliche Kritik nicht ertragen wollte, und wenn diese Kritik — was ihr gutes Recht ist — bis zur Bestreitung jeglicher Bedeutung und Leistungsfähigkeit des Kritisirten ginge. Ist man, wenn man die Grenzen ehrlicher Kritik noch so streng einzuhalten gedenkt, darum verpflichtet, den Gegner „höchst bedeutend“ und „überaus thätig und energisch“ zu finden?

Ich wiederhole also die Frage: wo habe ich meine Gegner einer niedrigen Handlungsweise geziehen, und nicht — was mir kein Mensch verwehren wird — eines falschen Verhaltens, eines in den Folgen, nicht in den Absichten verderblichen? Ist kein derartiges Wort von meiner Seite gefallen, so mag meine Auffassung der Parteidisziplin unrichtig und meine Kritik zu scharf gewesen

sein, aber kein Mensch hat ein Recht, mir „schuftige Beleidigungen“ und „freche persönliche Beschimpfungen“ vorzuwerfen!

Ich weise diesen Vorwurf nochmals auf das Entschiedenste zurück!

Und mit meinem „Nachwerk“ vergleiche man nun den Artikel des Herrn Tuhauer. — Wir zitiren aus ihm:

1. Behauptungen:

Sie wagen es, sich mit meiner Person in einer Weise zu beschäftigen... Leute, die sich Genossen nennen... Die Sache des arbeitenden Volkes steht viel zu hoch, als daß sie von Ihnen oder Ihresgleichen besudelt werden könnte... Ein Vorwurf, selbst wenn er von Ihnen kommt... Wer von uns Beiden ein Ehrenmann ist und wer nicht... Sie versuchen, die Berliner Arbeiter zu entzweien... Sie können sich, wie es sonst Ihre Mode ist, hier nicht drehen und wenden... Ihr Artikel, den ich für die größte Schmach und Schande der Berliner Arbeiterschaft erkläre... Sie erdreisten sich in Ihrem unbegreiflichen Hochmuth... Mein Herr verstehen sie das?... Irgend einem Rörgler werde ich nicht weichen... Sie, der Sie sich ja wohl auch „Genosse“ nennen... Sie blicken mit unverschämter Verachtung auf Ihre weniger gut situirten Nebenmenschen... Glauben Sie, daß unter den Arbeitern Subjekte gesucht werden, die sich als „Werkzeuge“ eines Anderen gebrauchen lassen?... Sie wollen aus diesen unglückseligen Verhältnissen (unter dem Sozialistengesetz) Vortheile ziehen, die lediglich der Befriedigung eines krankhaften und unberechtigten Ehrgeizes dienen können... Leute, welche die Arbeiter nur verheizen wollen... Ein Arbeiterblatt wird mißbraucht, um uns zu begeistern und zu beschimpfen... Das thut ein Mann, der jede Verantwortung ablehnt für das, was er thut und schreibt... Unter meiner Würde, mich öffentlich mit Ihnen zu befassen... Die verderbliche Saat, die Sie ausgestreut haben... Ihre unheilvolle Thätigkeit... Ihre Wiederholerei... Ihre schmutzige Feder... Unerhörte, boshafte Angriffe... freche persönliche Beschimpfungen... wüthende Hezereien... erbärmlichste Beschuldigung... schuftige Beleidigung... giftiges Wort... Nachwerk... verleumderische Schmähungen... boshafte Beschimpfungen...

2. Dunkle Andeutungen:

Mir, einem Manne, der nichts zu verbergen, nichts zu verheimlichen hat... Ich kenne die Motive Ihrer Handlungsweise nicht... Ich weiß nicht, wessen Geschäfte Sie besorgen... Leute, die von anderen Parteien kommen... Ich habe nicht nötig, Ihnen verschiedene Beispiele aus der allerfrühesten Vergangenheit vorzuführen, auf die ich Ihnen gegenüber nur zurückgreifen kann, diese Beispiele sind offenkundig und stadtbekannt... Es ist mein heißer Wunsch, daß die Arbeiter und Genossen, die Sie zu ihrem Wortführer erwählt haben, von gewissen bitteren Enttäuschungen verschont bleiben... Ich bin ein armer, ungebildeter, aber überzeugungstreuer und ehrlicher Handwerker... Ich habe keine de- und wehmüthigen Vettelbriefe geschrieben und keine Versprechungen gegeben, die zu halten ich nicht die Absicht hatte. Einer derartigen Lumperei bin ich nicht fähig... Ihre Maske, die mich nicht täuscht... Ein Pappenspiel, an dem Jedermann, außer den Arbeitern keine helle Freude haben könnte... Für ehrgeizige Streber ist kein Raum in unserer Partei... Um vielleicht im Trüben fischen zu können... Damals freilich gingen die verleumderischen Schmähungen von einem Blatte aus, dessen Bestreben es war, die Arbeiter für die Politik der konservativen Parteien einzufangen... Die Arbeiter wissen jetzt wenigstens, mit wem sie es zu thun haben... Jene Verleumdung, aus der Sie so plötzlich emporgetaucht sind...

3. Drohungen:

Die Arbeiter dürften Ihnen sonst zeigen, wie man mit Leuten von Ihrem Kaliber umspringt... Wischen wir erst die Feder ab! Und nun theilen wir noch folgende Thatsachen mit, die ebenfalls kaum für meine Gegner in die Wagschale fallen dürften. Bereits Montag Abend befand sich folgende Erklärung in den Händen der Redaktion des „Berliner Volksblattes“:

\*) Nebenbei bemerkt: unser Artikel sprach von „Werkzeugen“ der „Gesamtpartei“; diese wird man kaum als „Subjekte“ bezeichnen wollen! Red. der „Volkstrib.“

Da ein Artikel in der letzten Sonntagsnummer des „Berliner Volksblattes“ den Anschein erwecken könnte, als hätte ich die Opposition gegen die Stadtverordnetenwahlen gemacht und unnützlich verbittert, so erkläre ich hiermit, daß ich sofort nach der Eröffnung des Reichstages vor der sozialistischen Fraktion den Beweis antreten werde, daß meine Thätigkeit eine zwischen den längst vorhandenen, von mir nicht geschaffenen Gegensätzen vermittelnde war. Der Redaktion des „Berl. Volksbl.“ ist dies ja auch für einen Fall sehr gut bekannt, wo lediglich durch mein Eingreifen eine heftige persönliche Provokation verhindert wurde, obwohl ich Gefahr lief, in Konflikt mit meinen eigenen Gesinnungsgenossen zu kommen.

Anderen Andeutungen des erwähnten Artikels lege ich vorläufig weiter keinen Werth bei.

Wenn aber meine vollständige Zurückgezogenheit von allen rednerischen Turnieren mit „Mangel an Muth und Kraft“ in nähere Verbindung gebracht wird, so stelle ich ruhig allen Lesern die Entscheidung anheim, ob meine Stellung zu dem von mir verantwortlich geleiteten Blatte und zu der Partei im Allgemeinen nicht mindestens denselben Muth erfordert, wie das Auftreten in einer politisch genehmigten Versammlung. Und es wäre doch gewiß auch traurig, wenn heute, in der Zeit der Versammlungsverbote, die Thätigkeit in Versammlungen den Maßstab für den Eifer eines Genossen bilden sollte.

Was meinen letzten Artikel „Zu den Stadtverordnetenwahlen“ anbetrifft, so habe ich so lange nichts zurückzunehmen oder hinzuzufügen, als ich die Ueberzeugung behalte, daß ein Bruch der Disziplin vorlag. Lag er vor, so wird man mir zugeben, daß kein Wort der Mißbilligung scharf genug sein konnte.

Berlin, den 21. November 1887. Max Schippel.

Seitens des für die Leitartikel und für den politischen und lokalen Theil verantwortlichen Redakteurs wurde mir die Aufnahme dieser Erklärung für die Dienstagsnummer bestimmt zugesagt. Diese Erklärung, nach der ich schiedsgerichtlich meine vermittelnde Thätigkeit feststellen lassen will, nach der ich mich auf das Bestimmteste als Verfasser des Artikels in der „Volkstribüne“ bekenne, erschien am Dienstag nicht, dafür aber der Artikel des Herrn Tuhauer, der von meinen „Hezereien“ spricht und von meiner Feigheit, die Verantwortung für das von mir Geschriebene nicht übernehmen zu wollen!!!

Am Montag Nachmittag befand sich bereits folgende Erklärung des Herrn Stadtverordneten Goerdt, der einen Artikel gegen mich veröffentlicht hatte, in den Händen der Redaktion des „Berliner Volksblattes“:

So bestimmt ich selbstverständlich heute noch die Parole der „Wahlenthaltung“ für einen bedauerlichen Irrthum halte, so bestimmt habe ich doch andererseits aus einer längeren Unterredung mit dem Redakteur Herrn Schippel die Ueberzeugung gewonnen, daß Herr Schippel nach den ihm zugegangenen Mittheilungen die Wahlenthaltung als ein Gebot der Parteidisziplin auffassen konnte und sich daher zu einer energischen Abwehr berechtigt halten mußte.

Ob diese Abwehr in ihrer Schärfe nicht über das Ziel hinaus-schoß, lasse ich dahingestellt; auf jeden Fall aber habe ich die Ueberzeugung, daß Herr Schippel seiner ehrlichen Ueberzeugung gefolgt ist, und diese erkenne ich bei Jedem gerne an.

Für die vielfach vermittelnde Thätigkeit des Herrn Schippel in der Kommunalwahlbewegung habe ich nunmehr untrügliche Beweise erhalten, so daß es ein bedauerlicher Irrthum wäre, sollte etwa die Auffassung Platz greifen, daß Herr Schippel die bei dieser Frage leider bestehenden Gegensätze unnützlich verschärft hätte.

Eine solche Thätigkeit würde ich bei Herrn Schippel um so weniger für möglich halten, als ich denselben seit dem Anfang des Jahres 1884 als sozialistischen Schriftsteller kenne und schätze.

Seitens der Redaktion wurde mir die Aufnahme dieser Erklärung für die Dienstagsnummer bestimmt zugesagt. Diese Erklärung, welche meine frühere schriftstellerische und jetzige vermittelnde Thätigkeit offen anerkannte, erschien am Dienstag nicht, dafür aber der „Offene Brief“ des Herrn Tuhauer, der mich als Eindringling und Unruhestifter bezeichnete!!

Das sind Thatsachen, und damit kein Zweifel an diesen, allerdings ungläublichen Thatsachen bestehen bleibt, drucke ich den Brief, den der für die Leitartikel verantwortliche Redakteur noch Montag Abend an mich schrieb, hier wortgetreu ab. Er lautet:

Berlin, d. 21. Nov. 1887.

Geehrter Herr Schippel! Ich habe Ihnen zwar gestern Abend die Zusage gemacht, daß ich die von Ihnen gewünschten Aufnahmen in unsere Zeitung noch für die heutige Nummer bewirken würde. So wie die Angelegenheit leider (!) liegt, habe ich meinen Entschluß geändert, Sie werden selbst sehen, daß es nicht anders ging.

Unterschrift.

**So sind die Arbeiter Berlins an einem so aufgeregten Tage, wie es ein Wahltag immer ist, von Leuten behandelt worden, die sich selber „ehrlich“ nennen.**

Ich habe dann noch einmal mit dieser Redaktion — schriftlich — zu thun gehabt, indem ich die untenstehende Erklärung zur Aufnahme an sie absandte. Sie wurde mir als „nicht aufnahmefähig“ zurückgeschickt und wenn sie, was ich im Augenblicke nicht weiß, doch im „Volksblatte“ erscheinen sollte, so verdanke ich dies lediglich der freundlichen Unterstützung eines Reichstagsabgeordneten, der sich aus freien Stücken zur Vermittlung erbot.

Mit dieser Erklärung, welche eine der bittersten aber auch der lehrreichsten Episoden meines Lebens vorläufig abschließt, schließe ich auch diese nackte Darstellung des Streitverlaufes, die ich den Lesern der „Volkstribüne“ schuldig zu sein glaube. Die Erklärung lautet:

### Erklärung.

In der Dienstagsnummer des „Berliner Volksblattes“ werde ich mit Schmähungen überhäuft, die in ihren Andeutungen sogar so weit gehen, mir die Rolle eines Agenten der Regierung zuzutrauen, der im höheren Auftrage das Banner des Aufruhrs und des Zwiespaltes in der sozialdemokratischen Partei Berlins entfaltet habe.

Ich habe darauf an dieser Stelle nichts zu erwidern.

Ich erkläre hier nur, daß ich noch Montag Abend, ehe also der Artikel im „Berl. Volksblatt“ vorlag, an den Abg. Bebel den förmlichen Antrag gerichtet habe:

er möge gleich nach dem Zusammentritt des Reichstages eine schiedsgerichtliche Entscheidung vermitteln, ob in meiner ganzen politischen oder persönlichen Vergangenheit und Gegenwart irgend ein dunkler Punkt oder irgend eine Unehrenhaftigkeit aufzudecken ist.

Bei dieser Entscheidung sollen nach meinem Wunsch auch die Berliner Genossen vertreten sein.

Des ganzen Ernstes meines Entschlusses vollbewußt, richte ich an meine engeren Gesinnungsgenossen, wie an die Arbeiter Berlins überhaupt folgenden Aufruf:

Wenn es in Berlin einen Mann giebt, der versichern kann, daß ich jemals in der sozialdemokratischen Partei Berlins Gegensätze geschaffen oder schon vorhandene Gegensätze unnütz verschärft hätte, der trete mit dem Schiedsgericht in Verbindung und erhebe seine Anklagen gegen mich.

Wenn Thatsachen bekannt sind, welche auch nur die leiseste Vermuthung rechtfertigen, ich sei einer politischen Unehrenhaftigkeit fähig, der übermittle diese Thatsachen dem Gerichte.

Wenn Jemand gegen mich den Vorwurf erheben kann, ich hätte jemals — wie es in dem Artikel heißt — „de- und wehmüthige Bettelbriefe“, die eines Mannes selbst in der äußersten Nothlage unwürdig sind, an irgend welche Person geschrieben, so bitte ich, den Abg. Bebel davon in Kenntniß zu setzen.

Wenn man es kann, so möge man mir vor dem Schiedsgericht auch nur einen einzigen Fall nachweisen, wo ich — wenn man mich darüber gefragt hat — auch nur eine Zeile von dem verleugnet hätte, was ich schrieb.

Dem Unbetheiligten gegenüber habe ich allerdings stets jede Hervordrängung meines Namens vermieden. Ich bin als jugendlicher Brausekopf, der mit den ihm liebgewordenen Ideen die ganze Welt im Handumdrehen glauben erobern und reformiren zu können, für das Lob übereifriger Freunde empfänglich gewesen, als es richtig war. Seitdem ich aber vor Jahren auf diesen Fehler aufmerksam gemacht wurde, habe ich mit eiserner Konsequenz jeden Reklameversuch unerbittlich unterdrückt, den man mit meiner Person hätte machen können. Wenn Reporter jemals meinen Namen erwähnten, so geschah es trotz meines Verbots. Ich mied bisher, vielleicht geradezu krankhaft, jeden näheren Verkehr mit den einflussreichsten Personen unserer Partei, um nicht als Streber zu erscheinen. Ich habe Artikel, die ein gewisses Aufsehen zu erregen versprochen — um das Aufsehen von meiner Person abzulenken — stets zuerst pseudonym veröffentlichten wollen und immer erst auf ausdrückliches Verlangen der Redaktionen mit meinem Namen gezeichnet. Ich habe, auch wenn die unsinnigsten Gerüchte über mich und die mit mir verknüpften Unternehmungen in den Zeitungen kursirten, niemals eine Verichtigung abgesandt, obwohl ich z. B. nach dem Erscheinen der Gleichheitsartikel und bei der Gründung der „Volkstribüne“ Gelegenheit gehabt hätte, meinen Namen tagtäglich in die Presse aller Parteien zu lanciren. Ich habe lieber falsche Gerüchte über mich umgehen lassen, als mich hervorgebracht. Gerade in den letzten Monaten ist diese Entsaugung auf jede Befriedigung persönlicher Eitelkeit soweit gegangen, daß ich z. B. in den Anzeigen des Dieß'schen Verlages stets meinen Namen und meine Schriften unterdrückte und auch bei Citaten aus meinen früheren Werken niemals meine Person als Verfasser erwähnte. Ich habe also gethan, was ein Parlamentarier thun würde, wenn er bei der Veröffentlichung seiner Reden oder Anträge regelmäßig seinen Namen striche. Wenn trotzdem in Berlin Jemand Beweise dafür zu haben glaubt, daß ich, wie ich seit Jahren bin, auch nur eine Ader von einem ruhm-süchtigen, „ehrgeizigen Streber“ in mir habe, dem werde ich vor dem Schiedsgericht Rede und Antwort stehen.

Wenn ich je nach einer Art von Diktatur in Berlin gestrebt oder parlamentarischen Vertretern unserer Partei

in unehrlicher Weise Schwierigkeiten bereitet habe, so wird man den Muth haben, mir das vor dem Gerichte in's Gesicht zu sagen und zu beweisen.

Wenn je ein Wort des Standeshochmuthes und der Geringschätzung der Sache und der Personen der Arbeiter — nicht einzelner unfähiger Gernegroße — über meine Lippen gekommen ist, so soll das allein meine Beurtheilung entscheiden.

Bis dahin aber, wo der Spruch des Gerichtes gefällt sein wird, verzichte ich in unserer Partei auf jede mir bisher vergönnte Thätigkeit, wenn sie mir durch das Vertrauen der Genossen nicht wieder zurückgegeben wird. Ich lege am 1. Januar die Redaktion der „Volkstribüne“ nieder, wenn mir bis dahin — vorläufig oder endgültig — nicht der Bescheid geworden ist, daß nichts gegen mich vorliegt. Ich werde wie ein Aussätziger jeden Verkehr mit meinen Gesinnungsgenossen meiden, bis der Schimpf von mir abgewaschen sein wird, den man mir angethan hat, nicht als einem Verfechter persönlicher Anschauungen, sondern als einem Vertreter der Mehrheit der zielbewußten Genossen Berlins, als einem Manne, der, gehorsam der Partei-disciplin, den Posten, auf den ihn die Genossen stellten, selbst dann bis zur Reize seiner Kraft verteidigen würde, wenn er selber den Posten für aussichtslos hält.

Ich bitte endlich meine Freunde und engeren Gesinnungsgenossen, jede gereizte Kundgebung zu meinen Gunsten zu unterdrücken.

Von meinen Gegnern habe ich nichts zu erbitten, aber ich verlange von ihnen, daß sie sich nunmehr mit ihren Anklagen lediglich an das Schiedsgericht wenden.

Berlin, den 22. November 1887.

Karl Schippel.

### Karl Marx' materialistische Geschichtsauffassung.

#### II.

y. Die Erkenntniß, daß die Produktionsverhältnisse den Untergrund für den gesellschaftlichen und geistigen Bau bilden, zeigt die ganze Geschichte der Vergangenheit in neuer Beleuchtung, bringt uns Aufschluß über Dinge, die für uns bis dahin etwas Sphynxartiges hatten, löst viele Ereignisse und Personen auf der Tafel der Geschichte aus und bringt eine ganz ungelante und ungenannte Welt zum Vorschein.

Zunächst veranlaßt diese materialistische Geschichtsauffassung eine äußerst fruchtbare Kritik desjenigen, was bis dahin den Inhalt der Geschichte gebildet hatte. Die Geschichtswissenschaft wird gewöhnlich als eine möglichst objektive Schilderung der Vergangenheit oder Gegenwart aufgefaßt. In diesem Sinne hat Thucydides seine Geschichte des peloponnesischen Krieges, Tacitus die Geschichte des römischen Kaiserthums geschrieben, in diesem Sinne schreiben hervorragende Geschichtsforscher der Gegenwart, ein Ranke, Mommsen, Duméril u. s. w. ihre Werke. Aber bereits in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts hat ein genialer Forscher, der Engländer Buckle, auf das Unwissenschaftliche einer solchen Auffassung vom Wesen der Geschichte hingewiesen und der Geschichtswissenschaft das Beispiel der Naturwissenschaften entgegengesetzt.

Auch diese beginnen mit der objektiven Schilderung. Die beschreibende Naturwissenschaft ist jedoch keine Wissenschaft selbst in des Wortes strenger Bedeutung, sie ist erst eine notwendige Voraussetzung derselben. Was ist das Wesen strenger Wissenschaft? Die Erkenntniß von Ursache und Wirkung und die Gruppierung des ganzen materiellen Stoffes um diese beiden Angelpunkte. So in den Naturwissenschaften, so in der Wissenschaft vom menschlichen Denken.

Bevor ein Wissenszweig die Höhe reiner Wissenschaftlichkeit erreichen kann, muß eine Sammlung und Kenntniß der Einzel Dinge vorausgehen. Nur aus der Fülle des materiellen Stoffes kann ein theoretischer Aufbau emporkommen. Bevor ein Darwin der Entwicklung der Arten eine wissenschaftliche Theorie zu Grunde legen konnte, mußten diese Arten selbst, ihre äußeren und inneren Eigenschaften, ihre Lebensgewohnheiten, ihre Unterarten und Zeugungsverhältnisse um ihrer selbst willen erforscht werden — die Naturbeschreibung mußte der Naturwissenschaft vorangehen.

Sinnlich der uns umgebenden Natur haben wir nun im Ganzen und Großen die Periode der Beschreibung verlassen und befinden uns bereits im Stadium der Systematisirung. Die Periode, in welcher das Sein der Dinge ausschließlich zum Gegenstand der menschlichen Erkenntniß gemacht wurde, ist im Allgemeinen vorüber. Der Gedanke des Werdens, der Entwicklungsgedanke beherrscht die Zoologie, Botanik, die Biologie, kurz alle Zweige der Naturwissenschaften, die medizinischen Wissenschaften nicht ausgenommen. Und es muß anerkannt werden, daß die Fortschritte, welche in Folge einer solchen wahrhaft wissenschaftlichen Methode gemacht wurden, so bedeutungsvoll und epochemachend sind, daß so helle Lichtstrahlen auf bis dahin dunkle Gebiete durch den Gedanken der Entwicklung geworfen wurden, wie in vielen Jahrhunderten zusammengekommen nicht.

Diese Methode machte jedoch Halt vor der Geschichte der menschlichen Gesellschaft; das Morgenroth einer neuen wissenschaftlichen Methode leuchtete nicht hinüber auf die Wissenschaft vom Menschen als „Gesellschaftsthiere“. Die Geschichte bewegt sich noch immer im Geleise der alten Methoden; die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft ist selbst in dem Falle, wo man mit der Fürsten- und Schlachtengeschichte gebrochen hat, noch immer Gegenstand

einer sich um chronologische Daten lagern Darstellung. Wir befinden uns noch immer im Genith einer Geschichtsbeschreibung, aber nicht einer Geschichtswissenschaft.

Das Wesen der Geschichtswissenschaft besteht darin, für das Wachsthum jeder Epoche, für ihre Geburt, ihre Entwicklung, ihren Tod die letzten Ursachen aufzufinden, die Gesetze, von denen der Gang der menschlichen Gesellschaft beeinflusst wird, abzudecken. Der materielle Stoff muß durch diese wissenschaftlichen Zwecke geordnet und vertheilt werden. Er ist nicht Zweck, sondern nur Mittel zum Zweck. Wenn ich den Verlauf der Bauernkriege kenne, so weiß ich noch nichts von ihrer Bedeutung, von ihrer Verfertigung mit den gesellschaftlichen Verhältnissen der Vergangenheit und der Zukunft. Erst durch Untersuchung der Entwicklungsgesetze des Mittelalters, der speziellen pathologischen Thatsachen während des Verfalls desselben, der auf dem Grunde der menschlichen Gesellschaft neu auftauchenden Erscheinungen bin ich in der Lage, den Organismus kennen zu lernen, aus dem die Bauernkriege herausgewachsen sind, und somit diese Kriege selbst zu verstehen.

Eine Geschichtswissenschaft in diesem Sinne giebt es noch nicht. Aber so wie der bewunderungswürdige Bau der modernen Naturwissenschaften emporgestiegen ist von dem Grunde der Naturbeschreibung, ebenso wird die Geschichte sich entwickeln von der Geschichtsbeschreibung zur Geschichtswissenschaft.

Die Bedeutung Karl Marx' für eine solche Entwicklung der Geschichte besteht darin, daß er den Boden entdeckt hat, auf welchem alle Veränderungen in den gesellschaftlichen und geistigen Verhältnissen ruhen. Marx' wissenschaftliche Entdeckung ermöglicht es, für die Geschichtsepochen Entwicklungsgeetze in letzter Instanz zu finden, also die Geschichte zu verstehen.

Marx ist weit davon entfernt, dem Auffuchen von Gesetzen das Wort zu reden, welche allen Epochen gemeinsam sind. Er gießt die ganze Lauge seiner Satyre gegen Leute, wie Proudhon, aus, welche in allen Epochen nur ein Gemeinames sehen, nämlich die Entwicklung des Menschen zu bewußter Freiheit. Jede Zeit hat vielmehr nach Marx ihre eigenen Gesetze, ihr eigenes Denken, ihre eigene Produktion und ihre eigene Tendenz. Ist auch dem 19. Jahrhundert die Tendenz zur Gleichheit eigen, so bekämpft Marx auf das Nachdrücklichste das Bestreben oberflächlicher Denker, diese Gleichheitstendenz den vorangegangenen Jahrhunderten „mit vollständig verschiedenen Bedürfnissen, Produktionsmitteln u. s. w.“ unterzuschreiben. Mit klassischem Spott charakterisirt er das Bestreben vieler, dem Idealismus noch nicht völlig entromener Denker für die ganze Entwicklung der Menschheit eine Idee, eine Vorlesung, ein providentielles Ziel zu suchen.

„Es ist Thatsache, daß der Grundbesitz in Schottland durch die Entwicklung der Industrie neuen Werth erhielt; diese Industrie eröffnete der Wolle neue Märkte. Um die Wolle im großem Maßstabe zu produziren, mußte man das Ackerland in Weideland verwandeln. Um diese Verwandlung zu bewirken, mußte man die Güter konzentriren, mußte man die kleinen Pachtungen abschaffen, Tausende von Pächtern aus ihrer Heimath verjagen und an ihre Stelle einige Hirten setzen, die Millionen von Schafen bewachen. So hatte der Grundbesitz in Schottland in Folge successiver Umwandlungen das Resultat, daß Menschen durch Hammel verdrängt wurden. Man sage jetzt, daß es das providentielle Ziel der Institution des Grundbesitzes in Schottland war, Menschen durch Hammel verdrängen zu lassen, und man hat providentielle Geschichte getrieben.“

Es ist eben ein Fehler derjenigen, welche das Wort Wissenschaft am lautesten in die Welt rufen, daß sie die Gesellschaftsgeschichte in eine Naturgeschichte der Gesellschaft verwandeln wollen mit ewigen, unabänderlichen Gesetzen, welche vor Millionen Jahren dieselbe Wirkung hatten, wie heute. Die Anziehungskraft der Erde ist vor Millionen Jahren wesentlich dieselbe gewesen und wirkt auf die ganze belebte und unbelebte Natur in derselben Weise. Aber der Mensch der Pfahlbauten unterscheidet sich wesentlich von dem Menschen der griechischen Blüthe, von dem christlichen Menschen des Mittelalters und von dem Bourgeoismenschen der Neuzeit.

Die Methode der Naturwissenschaften auf die Geschichte der menschlichen Gesellschaft angewandt, erzeugt ein ganz anderes Resultat, als in der unbewußten Natur. Die Gesellschaftsformen unterscheiden sich von einander, wie die Produktionsweisen von einander verschieden sind; die Gesetze, welche den einen sozialen Organismus erzeugt, hören in ihrer Wirksamkeit auf, wenn der andere soziale Organismus sich entwickelt hat. Andere Gesetze treten an die Stelle der alten mit den abgeforderten Gesellschaftsformen untrennbar verbundenen. So ist das Bevölkerungsgesetz der vorgeschichtlichen kommunistischen Gesellschaft ein anderes wie in dem den ganzen Erdbreis umfassenden römischen Reiche, und das Bevölkerungsgesetz jener Zeit unterscheidet sich wesentlich von dem des neunzehnten Jahrhunderts. Marx weist nach, daß jede Entwicklungsstufe ihr eigenes Bevölkerungsgesetz hat. Und wie mit diesem Gesetze, so auch mit allen anderen den sozialen Organismus regierenden Gesetzen.

Marx faßt den sozialen Organismus als einen „umwandlungsfähigen Krystall“ auf, umwandlungsfähig aber nicht nach dem Willen Einzelner, sondern entsprechend den ehenen Gesetzen, die in ihm walten. Sehr treffend wird diese Auffassung in einem Artikel des Petersburger „Europäischer Bote“ dargestellt. „Demzufolge bemüht sich Marx nur um eins: durch genaue wissenschaftliche Untersuchung die Nothwendigkeit bestimmter Ordnungen der gesellschaftlichen Verhältnisse nachzuweisen und so viel als möglich

untadelhaft die Thatfachen zu konstatiren, die ihm zu Ausgangs- und Stützpunkten dienen. Hierzu ist vollständig hinreichend, wenn er mit der Nothwendigkeit der gegenwärtigen Ordnung zugleich die Nothwendigkeit einer anderen Ordnung nachweist, worin die erste unvermeidlich übergehen muß, ganz gleichgiltig, ob die Menschen das glauben oder nicht, ob sie sich dessen bewußt oder nicht bewußt sind. Marx betrachtet die gesellschaftliche Bewegung als einen naturgeschichtlichen Prozeß, den Gesetze lenken, die nicht von dem Willen, dem Bewußtsein und der Absicht der Menschen abhängig sind, sondern vielmehr umgekehrt deren Willen, Bewußtsein und Absichten bestimmen.“ (Marx' Kapital, Nachwort.)

Marx' materialistische Geschichtsauffassung überträgt mit unverrückbarer Konsequenz den Spinoza'schen Gedanken von der Anfreiheit des menschlichen Willens auf die Geschichte aller Zeiten und Völker. Das Bewußte spielt die größte Rolle in der Geschichtsauffassung der herrschenden wissenschaftlichen Strömung, und selbst aus den Werken derjenigen Geschichtsschreiber, welche sich Materialisten nennen, wie Sellwald, ist das Bewußte noch nicht ganz verdrängt. Der Entwicklungsgedanke Marx' dagegen sieht in dem Bewußten nur einen Faktor zweiter Ordnung, der nicht Ursache, sondern Folge ist. Die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft wird weder gefördert noch gehemmt durch die Idee, durch das Bewußtsein, sei es Einzelner oder ganzer Massen. Das Bewußtsein ist nur das Facit der Rechnung, aber nicht die Rechnung selbst. Sobald in einer Gesellschaftsform an Stelle der alten Idee eine neue Platz greift, wird man bei wissenschaftlicher Analyse finden, daß im Stillen bereits eine Umwandlung der Produktionsverhältnisse Platz gegriffen, welche sich in den Köpfen der Menschen allmählich realisiert. Die Ursache für die Entwicklung der Gesellschaft und des Denkens also liegt nicht in der Idee, sondern in der mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes sich vollziehenden Umwandlung der Produktivkräfte. Wie sehr das menschliche Denken abhängig ist von der sozialen Grundlage der menschlichen Gesellschaft, dafür ein Beispiel. Die Nationalökonomem Smith, Ricardo, Marx und wenn man will, vor diesen bereits der Amerikaner Franklin, haben das Werthgesetz der Waarenproduktion gefunden resp. ausgebildet und erweitert. Aber bereits der größte Denker des Alterthums, Aristoteles, hat die Werthform, wie Marx in seinem „Kapital“ nachweist, analysirt. In seiner Analyse kam aber jener geniale Forscher nicht weiter, als bis zur Entdeckung, daß in dem Werthausdruck der Waaren die Gleichheit derselben, die „Kommutabilität“ verborgen sein müsse. Weshalb er aber nicht bis zur Quelle dieser Erkenntnis gelangt ist, darüber belehrt uns Marx folgendermaßen: „Daß aber in der Form der Waarenwerthe alle Arbeiten als gleiche, menschliche Arbeit und daher als gleichgeltend ausgedrückt sind, konnte Aristoteles nicht aus der Werthform selbst herauslesen, weil die griechische Gesellschaft auf der Sklavenarbeit beruhte, daher die Ungleichheit der Menschen und ihrer Arbeitskräfte zur Naturbasis hatte. Das Geheimniß des Werthausdrucks, die Gleichheit und gleiche Gültigkeit aller Arbeiten, weil und insofern sie menschliche Arbeit überhaupt sind, kann nur entziffert werden, sobald der Begriff der menschlichen Gleichheit die Festigkeit eines Vorurtheils besitzt. Das ist aber erst möglich in einer Gesellschaft, worin die Waarenform die allgemeine Form des Waarenproduktes, also auch das Verhältniß der Menschen zu einander, als Waarenbesitzer das herrschende gesellschaftliche Verhältniß ist.“ Das Genie des Aristoteles glänzt gerade darin, daß er im Werthausdruck der Waaren ein Gleichheitsverhältniß entdeckt. Nur die historische Schranke der Gesellschaft, worin er lebte, verhinderte ihn, herauszufinden, worin denn in Wahrheit dies Gleichheitsverhältniß besteht.“

Marx' materialistische Geschichtsauffassung giebt uns allein einen wissenschaftlichen Hebel in die Hand, um die Ideen einer Zeit und ganzer Klassen zu verstehen, ihren Ursprung, ihre Bedeutung und ihren Tod zu erklären. Die Ideen einer Zeit sind nichts weiter als die Basen, welche in Folge der stetigen Bewegung in tieferen, unbekannteren Schichten an die Oberfläche getrieben werden. Diese Erkenntnis ist für das Verständniß der Geschichte von so weittragender Bedeutung, und für eine Kritik der Gesellschaft in Vergangenheit und Gegenwart von so unschätzbarem Werth, daß ohne dieselbe das Urtheil nothwendigerweise ein schiefes und wissenschaftlich unhaltbares werden muß. Eine wahrhaft wissenschaftliche Kritik, welche die Kultur einer Zeit in ihren Beobachtungskreis zieht, kann also zu ihrer Grundlage nicht das Bewußtsein, oder die Art, wie dasselbe sich äußert, nehmen, sie kann nur eine Vergleichung der Thatfachen, der Produktivkräfte, des Vertheilungsmodus der Produkte zum Ausgangspunkt ihrer Forschung machen, und aus diesen materiellen Verhältnissen die Nothwendigkeit der Entwicklung im Gesellschafts- und Geistesleben beweisen. Damit erfährt jedoch unsere Betrachtungsweise der Geschichte der Vergangenheit und unsere politische Erkenntnis vom Wesen der Gegenwart eine vollständige Umwandlung — nicht zu ihrem Schanden. Wo bis dahin Ideologie, Phrasendunst, überirdische Vorsehung und dergleichen unwissenschaftliche, der menschlichen Erkenntnis entsprungene Hypothesen geherrscht, treten nun einfache, sich aus sich selbst entwickelnde und erklärende Thatfachen in die Schranken. Der Idealismus ist hiermit aus seinem letzten Zufluchtsort, der Gesellschaftswissenschaft, vertrieben und vermehrt die Ueberreste überwundener Perioden in der Kumpfkammer der Geschichte.

## Langsames Verhungern.

In den letzten Jahren sind zwei werthvolle Bücher erschienen, die, gestützt auf reiches Quellenmaterial, und viele Aufschlüsse über die Lage der arbeitenden Klassen im Mittelalter geben. Das eine ist von Professor Thorold Rogers und behandelt „Sechs Jahrhunderte der Arbeit und des Lohnes“ in Großbritannien; das andere ist ein großes Geschichtswerk des katholischen Gelehrten Professor Janßen in Deutschland. Wenn nun auch bei dem letzteren die Sucht zu vermerken ist, das katholische Mittelalter auf Kosten der ungläubigen Neuzeit herauszutreiben, so kann das doch den von ihm vorgeführten Thatfachen keinen Abbruch thun. Diese aber beweisen gerade so wie Rogers' reiches Material, daß die materielle Lage der Arbeiter im „finstern“ Mittelalter, namentlich im 13. und 14. Jahrhundert, verglichen mit dem Zustand der Arbeiterklasse in der Jetztzeit, in vielen Beziehungen geradezu glänzend war. Gewiß, es gab hier und da Hungersnöthe; aber sie entstanden aus thatsächlichem Mangel an Lebensmitteln. Wenn Kriege das Land verheert und die Bestellung der Felder unmöglich gemacht hatten, so konnte und mußte bei dem Fehlen von Transportgelegenheiten Mangel entstehen. Allein das waren Ausnahmen. Von einem beständigen Defizit in der Ernährung, wie sie jetzt von Vertretern der Wissenschaft bei den arbeitenden Klassen festgestellt wird, also von einem langsamen Verhungern — davon wußte man im Mittelalter nichts.

Ganz im Gegentheil. Eine lange Reihe von sogenannten „Aufwands-Gesetzen“ in England und Deutschland, die in den genannten Büchern angeführt werden, bezeugen, welcher Luxus nach damaligen und sicherlich noch viel mehr nach heutigen Begriffen in Essen und Trinken und in der Kleidung unter dem „gemeinen Volke“ zu Zeiten herrschte. Da finden wir Vorschriften, wie z. B., daß dem Gesinde nicht mehr als zweimal täglich Fleisch und Wein zu verabreichen sei; daß (in England) die Gesellen angehalten werden sollen, nicht bloß fünf, sondern sechs Tage die Woche und wenigstens acht Stunden per Tag zu arbeiten. Vom Arbeiten bei Licht wußte man im „finstern“ Mittelalter auch noch nichts. Erst mit der Zeit der Reformation, als der bürgerliche Geldsack sich zu füllen begann und das Volk seines Antheils am Gemeinland beraubt war, als das römische Recht und das geschriebene Gesetz in Deutschland Geltung bekam, begann die rechte Arbeitsausnutzung der Armen und mit ihr die enorme Zunahme des Luxus und Wohllebens bei einer Minderheit.

Vor einigen Jahren erließen sächsische Amtshauptmannschaften in den Amtsblättern offizielle Proklamationen an die Arbeiter, in welchen sie auf die Vortrefflichkeit der Sehen, Knorpeln u. als Nahrungsmittel hingewiesen und mit der Zubereitungsweise derselben bekannt gemacht wurden. In dem gelobten Lande der Vereinigten Staaten hat der „National-Ökonom“ Atkinson kürzlich dasselbe gethan. So herrlich weit haben wir es in unserer „aufgeklärten“ Zeit gebracht.

Peter Frank, der als der Vater der modernen Wissenschaft der Hygiene, der Gesundheitspolizei, gilt, that in seinem epochemachenden Werke den Ausspruch, daß die niederen Klassen der großen Städte Europas „an einer Art von Auszehrung leiden, welche von Ärzten nicht geheilt werden kann.“ Als Ursachen dieser täglich mehr um sich greifenden Krankheit erklärt Frank, „die Dürftigkeit und den äußersten Mangel von verdautlichen Nahrungsmitteln, worunter jetzt bei dem so sehr gesteigerten Luxus und bei der kostspieligen Unterhaltung so vieler stehender Heere in sehr vielen Ländern, die niedere Klasse der Einwohner seufzt.“ Frank ist nicht Ökonom, deshalb ist ein verfehlter Hinweis auf die stehenden Heere verzeihlich. England hat kein bedeutendes stehendes Heer, und doch ist sein Pauperismus tiefengroß.

Ein Bericht des Wiener Magistrats sagt: „Der fortschreitenden Verarmung kann nicht gesteuert werden. Eine berebete Sprache über die Abnahme des Wohlstandes reden auch die alljährlich vom Markt-Kommissariate herausgegebenen Berichte über die Approvisionirung (Lebensmittelversorgung) Wiens. Manche Nahrungsmittel mußten durch minderwertige ersetzt werden. Viele Familien haben vom Rindfleisch Abschied genommen und müssen sich jetzt mit Pferdefleisch begnügen, andere werden genöthigt, auf animale (thierische) Nahrungsmittel überhaupt zu verzichten und dafür sich den Hülsenfrüchten zuzuwenden. Ja, selbst der Mehl- und Brodverbrauch ist trotz der niederen Getreidepreise bedeutend zurückgegangen. Es hat sich demnach die Volkskraft im Allgemeinen verschlechtert. Wohin wird dies führen, wenn die tristen Verhältnisse noch länger anhalten?“

Man bemerke: niedere Getreidepreise und trotzdem Abnahme des Mehl- und Brodverbrauchs. Ja, wohin soll das führen. Die Wiener Behörde thäte besser, zu fragen: warum ist es so? Sie würde dann zu dem Ergebnis kommen, daß die Fähigkeit zur Herstellung von Lebensmitteln heute eine weit größere ist, als damals, wo das „gemeine Volk“ nicht mehr als zweimal täglich Fleisch und Wein bekommen sollte; daß, trotz Malthus, die Vermehrung von Lebensmitteln weit größer ist als die der Bevölkerung; daß es sich also nicht um einen absoluten, nothwendigen Mangel handeln kann, sondern um einen künstlich erzeugten. Wieso, das soll heute nicht weiter erörtert werden. Unsere Leser wissen es und die Arbeiter im Allgemeinen sehen es von Tag zu Tag mehr ein, daß die Ursache des langsamen Verhungerns ganzer Volksschichten inmitten des Ueberflusses in der kapitalistischen Produktion, in dem Privatbesitz der Produktionsmittel zu suchen ist, und — sie beginnen die Konsequenzen davon zu ziehen.

## Ein neuer überseeischer Getreidekonkurrent.

Noch sind die Meinungen darüber, ob die Konkurrenz der landwirthschaftlichen Produkte der nordamerikanischen Union für die europäische Landwirtschaft eine dauernde oder vorübergehende Gefahr ist, nicht ganz geklärt, aber schon treten neue Konkurrenten auf, die eine noch größere Gefährdung der europäischen Bauern in Aussicht stellen.

Kanada, Australien, Indien bieten auf dem Weltmarkt schon heute eine gefährliche Konkurrenz für unsere Landwirtschaft, von der auch kaum abzusehen ist, wann sie eine Ende nehmen wird. Jene Länder sind zum Theil so dünn bevölkert, daß selbst eine gesteigerte Einwanderung keine Abnahme, sondern im Gegentheil eine progressive Zunahme des Exportes landwirthschaftlicher Produkte verspricht. Die Bedürfnislosigkeit der indischen Arbeiterbevölkerung und die daraus entspringenden niedrigen Arbeitslöhne haben dieselbe Wirkung. Es ist demnach eine untergeordnete Frage, ob die Invasion des Getreides und Fleisches aus den Vereinigten Staaten eine länger dauernde sein wird oder nicht; gewiß ist, daß immer neue und gefährlichere Konkurrenten auftauchen, welche den Kampf für die europäische Landwirtschaft fast ausichtslos machen.

Wir wollen die Aufmerksamkeit unserer Leser auf ein Land richten, welches sich eben anschiebt, ausgerüstet mit glänzenden natürlichen Vorzügen, den Schauplatz des landwirthschaftlichen Konkurrenzkampfes zu betreten; es ist das Territorium Manitoba und das nordwestliche Amerika, zu britisch Kanada und Kolumbia gehörig. Die kanadische Regierung hat dort 200 Millionen Acres Land zu An siedelungszwecken im Besitze. Jedes Familienhaupt und jeder mindestens 18 Jahre alte männliche Ansiedler erhält eine freie Heimstätte von 160 Acres. Kanada hat einen Flächeninhalt 17 Mal so groß als Deutschland und nur 5 Millionen Einwohner; die kanadische Pacificbahn verbindet den atlantischen Ozean mit dem Stillen Meere und ermöglicht einen ungemein billigen und raschen Transport der Bodenprodukte an die Seehäfen.

Das neu zu besiedelnde Land hat allein eine Fläche von 18 Millionen Hektaren oder rund 14 000 Quadrat-Meilen, ist also größer als Deutschland. Manitoba wird von den wissenschaftlichen Reisenden als ein Land von größter Fruchtbarkeit geschildert, es liegt gerade in der Mitte des amerikanischen Kontinents von Osten nach Westen und hat eine Ausdehnung von 78 Millionen Acres (31,5 Millionen Hektaren). Die Regierung macht alle Anstrengungen, um Kolonisten heranzuziehen; bei Uebernahme der Heimstätte hat der Ansiedler nichts als 40 Mark für Entrichtung und Vermessung zu zahlen, muß sich aber verpflichten, das erworbene Land sofort in Kultur zu nehmen; allerdings benötigt ein Kolonist dennoch mindestens 2000 Mark bar, da er für den Anbau und die Wohnung alles Nothwendige erst herbeischaffen muß.

Welche Fortschritte dieses Land bereits in den letzten Jahren gemacht hat, geht zum Beispiel daraus hervor, daß Winnipeg, die Handelsmetropole des kanadischen Nordwestens, im Jahre 1871 erst 350, im Jahre 1886 aber schon 40 000 Einwohner hatte. Das Klima ist gesund, Weintrauben, Melonen, Paradiesäpfel reifen im Freien. Der Sommer ist zwar kürzer als in Europa, die Entwicklung der Feldfrüchte aber schneller. Das Ernteergebniß von 200 Farmen Manitobas in den Jahren 1877—80 war folgendes: Weizen 25, Hafer 52, Gerste 35, Kartoffeln 276 Hektoliter per Hektar. Auch die Viehzucht nimmt zu, und der Boden wird bereits gedüngt, so daß auch die Hoffnungen der europäischen Landwirthe, die sich auf die Folgen des Raubbaues stützen, hier nicht zutreffen. Nehmen wir nur zwei Dritttheile der 200 Millionen Acres Land als Ackerboden und davon 15 pCt. als Weizenland an, so ergibt das eine jährliche Ernte von 140 Millionen Meterzentner (1 Meterzentner = 100 Kilo = 200 Pfund) Weizen. Die Hälfte davon kann Kanada leicht in's Ausland senden. Der Export von Butter und Käse nach dem Auslande betrug bereits im Jahre 1878: 213 000 Meterzentner im Werthe von 25 Millionen Mark.

Ebenso nehmen die Verkehrsmittel rasch zu und verwohlfeilen den Transport nach Europa; im Jahre 1881 waren in Kanada bereits 11 600 Kilometer mit Eisenbahnschienen belegt. Seitdem ist die kanadische Pacificbahn in einer Länge von 2730 englischen Meilen gebaut worden. Außerdem bestehen 3814 Kilometer Kanäle, in welche Schiffe bis zu 18 Fuß Tiefgang einfahren können. Es sind demnach alle Bedingungen gegeben, um dieses Land zu einem gefährlichen Konkurrenten in der Produktion von Bodenprodukten und Fleisch heranzubilden.

So schwinden auch die letzten Illusionen unserer Agrarier vor der Macht der ökonomischen Entwicklung, und die Zeit ist nicht mehr ferne, in der Getreidezölle und agrarische Gesetzgebung vor der elementaren Wucht der überseeischen Konkurrenz als kleinliche Schutzmittel ihren Dienst versagen und radikalen Umänderungen der Landgesetzgebung Platz machen werden.

## Der letzte Sonntag in London.

London, 22. November. Die Frage der Versammlungsfreiheit auf dem Trafalgarplatz hat während der letzten Tage der vorigen Woche eine unvorhergesehene Wendung genommen. Da nämlich die Polizeibehörde ihr Verbot mit der Behauptung begründete, daß der Platz Privateigenthum der Königin sei, haben die Vorstände der verschiedenen sozialistischen und radikalen Vereine den Beschluß gefaßt, die Sache gerichtlich entscheiden zu lassen. Sie sind nämlich der Ansicht, daß ein Platz, für dessen Reinigung u. s. w. die Stadt jährlich 6000 Mark

ausgiebt, jedenfalls auch städtisches Eigenthum sein muß, und daß daher jenes vergilbte Pergament, auf welches sich die Polizei beruft, als ungültig erklärt werden muß.

Infolge dessen fand die für gestern anberaumte Versammlung nicht auf dem Trafalgarplatze, sondern im Hydepark statt. Nichtsdestoweniger hatte die Polizei auch auf dem Platze die umfangreichsten Vorsichtsmaßregeln getroffen. Nicht nur, daß dieselbe Polizei- und Militärmacht wie am vorigen Sonntag auf den Beinen war, nicht nur, daß außerdem weitere Tausende von Konstablern und Soldaten in Bereitschaft standen, um jeden Augenblick eingreifen zu können, nein, die Regierung hatte darüber hinaus noch eine so große Anzahl freiwilliger Konstabler einzuweihen lassen, wie sie überhaupt aufreiben konnte. Es ist dies letztere eine Maßnahme, zu welcher die Regierung nur greift, wenn sie der Meinung ist, daß die Berufs-konstabler und das Militär nicht ausreichen werden. In solchem Falle werden zunächst sämtliche „ordnungsliebende“ Bürger Londons aufgefordert, sich freiwillig zur Verfügung zu stellen, und erst wenn dieser Einladung nicht genügend entsprochen wird, hat die Polizei das Recht, jeden gefunden Bürger zu solchem Dienste zu zwingen. Letzteres ist jedoch meines Wissens noch niemals vorgekommen; und es wäre wohl auch ein ziemlich gewagtes Unternehmen, jemandem einen Knüttel aufzubringen, wenn man nicht mit Sicherheit weiß, wie er ihn verwenden wird. Aber auch die Anwerbung von Freiwilligen kommt außerordentlich selten vor; außerdem nimmt der Zubrang zu diesem Posten in rapider Weise ab. Im Jahre 1848 meldeten sich zur Vereitelung der Charlistendemonstration noch 250 000 Mann, 1866 fanden sich zur Störung der Versammlung im Hydepark nur noch 35 000 Mann zusammen, und in der letzten Woche soll es die Regierung sogar nur auf 6—7000 Mann gebracht haben. Ein klägliches Fiasko, zumal wenn man bedenkt, daß sie ihrem eigenen Geständnis nach auf mindestens 50 000 Meldungen gerechnet hatte. Hätte sie dieses Ergebnis voraussehen können, dann hätte sie die Anwerbung wohl lieber unterlassen.

Daß die Meldungen meistens von jungen Kaufleuten, von ausgebildeten Soldaten und von Beamten ausgingen, braucht kaum erwähnt zu werden.

Diese Herren standen nun gestern Nachmittag neben der Polizei auf dem Trafalgarplatz in einer nichts weniger als angenehmen Situation. Denn da Niemand dort erschien, um eine Versammlung abzuhalten, fanden sie einerseits absolut keine Gelegenheit zur Vertheidigung ihres Thatsachen, andererseits aber bildeten sie die Zielscheibe aller guten und schlechten Witze, welche von den Vorübergehenden gerissen wurden.

Die armen Tröpfe waren zu bedauern. Mittlerweile fand in dem nahe am Trafalgarplatz gelegenen Hydepark eine imposante Demonstration statt. Die Zahl der Anwesenden mag zwischen 80—100 000 betragen haben. Dieselben waren von allen Seiten der Riesengasse herbeigeströmt, um einerseits gegen die Verhaftung des irischen Palamentmitgliedes O'Brien und andererseits gegen das Verhalten der Polizei am letzten Sonntag Protest einzulegen. Es wurde von fünf Tribünen aus gesprochen und die Stimmung war die beste. Gegen die Polizei und besonders gegen die freiwilligen Konstabler herrschte eine starke Erbitterung; wo sie sich blicken ließen, wurden sie mit Fischen und Schreien empfangen. Zwei Berittene wurden mit Steinen beworfen und ein Freiwilliger trug ziemlich starke Wunden am Kopfe davon. Im Uebrigen wurde die Ruhe in keiner Weise gestört, weder von Seiten der Polizei, noch von Seiten der Versammelten.

Zum Schluß wurde folgende Resolution mit Begeisterung angenommen: „Die Versammlung betrachtet die Verhaftung O'Brien's und anderer irischer Patrioten als einen Akt der Tyrannei und als eine Beleidigung des Volkes und fordert deren sofortige Freilassung. Die Versammlung verurtheilt das Vorgehen der Regierung, welche der Polizei gestattet hat, das bisher unbestrittene Recht zur Abhaltung von Versammlungen auf dem Trafalgar-

platz zu vernichten und spricht ihre Entrüstung und ihre Verachtung über die Brutalität der Polizei aus, welche das Erstaaunen der ganzen zivilisirten Welt herausgefordert hat.“

## Nachrichten.

Donnerstag Mittag ist der Reichstag wieder eröffnet worden. Die eigentlichen Arbeiten beginnen erst nächste Woche.

**Verhärfung des Sozialistengesetzes?** Verschiedenen Plättern wird gemeldet, es werde seitens der Regierung eine Erweiterung des Sozialistengesetzes vorgeschlagen werden, wonach ähnlich wie im Jesuiten-Gesetz eine „Erpatriation“ verurtheilter Sozialisten ermöglicht werden soll. Eine ähnliche Idee wurde schon in der letzten Session in parlamentarischen Kreisen besprochen. Mit den bisherigen Ausweisungen haben manche Leute noch nicht genug, sie wollen eine Ausweisung aus ganz Deutschlands.

**Zu dem Reichskommissionsbescheid** über das Verbot der Zimmerer-Lohnkommission Berlins erhalten wir folgendes Schreiben:

Geehrte Redaktion!

Wenn ich mich durch die von Ihnen abgedruckte Verfügung der „Reichskommission“ vom 25. Oktober d. J., N. G. 73, betreffend die Lohnkommission der Berliner Zimmerer, auch sehr geehrt fühle, so muß ich doch der Wahrheit gemäß berichtigen:

Ich habe weder mit der genannten Lohnkommission, noch mit der Mehrheit oder mit Einzelnen ihrer Mitglieder jemals, sei es mündlich oder schriftlich, in irgend welcher Verbindung gestanden.

Das Aktenmaterial des königl. Polizeipräsidiums muß nach dieser Seite hin also Unrichtiges enthalten haben.

Gustav Kehler, Regierungsbaumeister.

**Zu einer glänzenden Kundgebung** gestaltete sich trotz des Verbotes einer wirklichen Leichenfeier am Sonntag die Beerdigung des verstorbenen Schneiders Heinrich Winters, der im Gefängnis der Löhmung verfiel und wenige Tage nach seiner Entlassung aus der Untersuchungshaft in der Charité seinen Leiden erlag. Der Eingang zur Leichenhalle der Charité war gesperrt. Nur die nächsten Leidtragenden erhielten Zutritt, und diese wurden von einem Polizeilieutenant mehrmals auf das Verbot aufmerksam gemacht, einen Trauerzug zu bilden. Um 11 Uhr Vormittags verließ der Leichenwagen den Charitéhof unter starker polizeilicher Begleitung. Drei berittene Schutzleute eröffneten den Zug. Die Arbeiter, welche draußen das Erscheinen desselben erwarteten, entblöhten beim Nahen desselben das Haupt und suchten sich demselben zwangslos anzuschließen. Sie wurden jedoch von den Polizeibeamten zurückgedrängt. Nur die nächsten Leidtragenden, unter ihnen einige Frauen mit Kränzen, welche schwarze und weiße Schleifen mit Trauerkränzen trugen, durften dem Wagen folgen. An der Invalidenstrasse-Gasse sperrten wiederum dicke Polizeifreien die Gasse ab. Kein Fußgänger wurde durchgelassen, Drofschen ließ man nur passieren, nachdem man sich davon überzeugt hatte, daß die Insassen keine „Demonstranten“ waren, die Pferdeabwäger der Linie Weidenbammerbrücke-Tegeel wurden, soweit noch Raum vorhanden, mit Polizeibeamten besetzt. Einzelne Wagenreihen glichen Polizeizügen; nur wenige Zivilisten hatten im Innern Platz gefunden, die Bedeckte bligten von Helmen und Uniformen. Der an der Seefraße belegene Charitékirchhof war schon anderthalb Stunden zuvor polizeilich gesperrt. Eine Anzahl Arbeiter hatte sich trotzdem Zugang zu dem Kirchhof von der Seefraße und dem Felde aus verschafft, ebenso von dem benachbarten St. Philippus-Apostel-Kirchhof aus. Nur die nächsten Leidtragenden erhielten die Erlaubnis, dem Sarge bis zur Gruft folgen zu dürfen; nachdem die Einfenkung still vor sich gegangen und die Leidtragenden die mitgebrachten Kränze an der Gruft niedergelegt hatten, mußten auch diese den Kirchhof verlassen. Diejenigen Personen, welche den Kirchhof auf Umwegen betreten hatten, suchte man polizeilich „festzuhalten“. Eine Stunde nach beendeter Trauerfeier rückten die Polizeimannschaften wieder ab. An der Seefraße-Gasse blieb ein berittener Doppelposten zurück, vor dem Kirchhofsportal und an der Gruft hielten Doppelposten zu Fuß den ganzen Nachmittag über Wache. Nachmittags war der Besuch des Kirchhofs gestattet. Doch wurde den Arbeitern, welche sich massenhaft einfanden, das Stehenbleiben an der Gruft untersagt. — Der Bruder des Verstorbenen, Herr Friz Winters in Düsseldorf, erhielt erst verspätet Nachricht von dem unglücklichen Schicksal, das die Familie betroffen hat. Er richtet jetzt folgende Dankagung an die Berliner Arbeiter: „Dankagung. Allen Genossen und Freunden, welche unferem so plötzlich dahingeshiedenen Sohne und Bruder, dem Schneider Heinrich Winters, am Sonntag die letzte Ehre erwiesen, sagen wir hiermit unferen tiefgefühltesten Dank. Leider war es uns selbst nicht möglich, dem großartigen Leichenbegängnis, welches ein so erhabenes Zeugnis ablegte von dem solidarischem Geiste der Berliner Arbeiterschaft, persönlich beizuwohnen; selbst ein Bruder des Verstorbenen, der erst auf eine Zeitungsnachricht hierher eilte, konnte den todtten Bruder nicht mehr auf seinem letzten Gange begleiten. Keine Behörde hatte es für notwendig gehalten, die Angehörigen rechtzeitig von dem Todesfalle zu benachrichtigen. Noch einmal besten Dank. Im Namen der Hinterbliebenen: Friz Winters.“

**Nicht genehmigt.** Die laufende Versammlung des Verbandes deutscher Zimmerleute (Vokalverband Berlin-Moabit), welche am 21. d. M. stattfinden sollte, wurde mit 1. gend. Tagesordnung nicht genehmigt: 1. Welche Vortheile bietet uns die Zentral-Erkrankenkasse der deutschen Zimmerer. Ref. J. Schüt. 2. Verschleiden. 3. Fragekasten.

**Belten, 20. November.** Die vom Töpfer B. Warrig für heute einberufene große Arbeiterversammlung mit der Tagesordnung: „Gründung eines Arbeiterbildungsvereins“ ist auf Grund des Sozialistengesetzes verboten worden.

**Eine heitere Geschichte** spielte sich wieder einmal in der am Mittwoch, den 23. d. M., stattgefundenen Versammlung der Berliner Tapezierer-Innung ab. Bekanntlich hat dieselbe bei ihrem Bestehen „um die Bildung eines richtigen Gehilfen-Ausschusses“ keine Gegenliebe in den Kreisen der Gehilfen gefunden und sich nunmehr petitionierend an den richtigen Ort, an das Polizei-Präsidium, gewandt. Das letztere hatte denn auch ein Einsehen und gewährte der bedrängten Innung das Recht, „einen Gehilfen-Ausschuss berufen zu dürfen.“ Punkt 4 der Tagesordnung vom 23. d. M. lautete demnach: „Die kommissarische Berufung eines Gehilfen-Ausschusses“, und die Mitglieder der Innung waren wochenlang vorher erucht worden, „geeignete Personen vorzuschlagen.“ Bei diesem Punkte der Tagesordnung angekommen, dankte der Obermeister für das Entgegenkommen, „es hätten sich in Folge dessen sehr viele Gehilfen selbst gemeldet“ (?). Wie viele Gehilfen und wie heißen die Herren, frag ein naseweises Mitglied. „Im Ganzen sind es 17, kam es zögernd vom Vorstandstisch und verlesen werden die Namen unter keiner Bedingung, denn der Vorstand beabsichtigt die Herren durch Karte einzuladen, und wenn wir heute die Namen verlesen, kommt kein einziger der Eingeladenen; die Gehilfenerschaft macht alles möglich.“ Das muß eine schöne Vertretung abgeben, 17 Mann von 450 Innungsmeistern vorgeschlagen und noch die Angst, daß dieselben durchbrennen könnten. Und dieser Ausschuss soll ein „geheimliches Verhältnis“ zwischen Meistern und Gehilfen herbeiführen!

**Sein 50 jähriges Gesellenjubiläum** beging am 25. November der Maurer C. L. Haberkorn, geb. am 20. Januar 1819, wohnhaft seit 1838 in Berlin, Joachimstr. 19, Hof 3 Treppen. In Anbetracht der langen Thätigkeit desselben als Maurer wäre es demselben wohl vergönnt, seine Tage in Ruhe zu verleben, aber — das Arbeiter-Invalidentages ist noch nicht in Kraft. Bei dem Gemeinfinn der Berliner Bauhandwerker, der Pioniere der Arbeiterbewegung, welche stets für die Interessen der Berufsgenossen eintreten, wäre es erwünscht, dem Veteranen der Arbeit eine kleine Freude zu bereiten. Dieser hatte am vorigen Silvester Abend noch dazu das Unglück, von der Pferdebahn überfahren zu werden und dabei den Arm zu brechen. Er ist zwar geheilt, aber die Thätigkeit kann doch keine so andauernde sein, als wie bei jüngeren gefunden Menschen. J. Kabel, Invalidenstr. 22, Vorsitzender des Vereins der Sattler und Fachgenossen.

**Ein armer Arbeiter**, der seit fünf Wochen arbeitslos ist und dessen Frau seit zwölf Wochen an Nierenwasser sucht darniederliegt, fragt an, ob wir nicht eine Stellung als Arbeiter, als Hausdiener oder sonst einen Erwerb für ihn wüßten. Vielleicht weiß einer unserer Leser Rath. Man wolle sich dann an Obst, Mantuffelstraße 6, vorn 4 Tr. rechts, wenden.

**Zum Besten des Maurers Schmidt.** Wulf's Salon (Königsplatz), Große Frankfurterstr. 117. Sonntag, d. 27. November 1887, Vormittags 11 Uhr: Große Matinee zum Besten des seit 2 Jahren kranken Maurers Carl Schmidt, ausgeführt vom Gesangsverein „Vorbeerfranz“, unter Leitung seines Dirigenten Herrn F. Eckardt. Billets sind vorher zu haben bei folgenden Herren: Hermerich Schmidt, Koppenstr. 91, 1 Tr.; Langmeier, Friedrichsbergerstr. 4, 2 Tr.; Schwabe, Schwebertstr. 24a im Keller; Klische, Petristr. 8, part.; Reimann, Brenzlauer Allee 225, part.

## Literarisches.

**Die Sonntags-Arbeit.** Auszug aus den Ergebnissen der Erhebungen über die Beschäftigung gewerblicher Arbeiter an Sonntagen nebst kritischen Bemerkungen von A. Bebel. Verlag von Dietz, Stuttgart. Preis pro Heft 50 Pf.

## Briefkasten.

**H. K.** Donnerstag Abend, spätestens aber Freitag Mittag. — Wir bitten darum und sind Ihnen für das Anerbieten sehr dankbar.

**Polamentirer.** Der alte Raummangel. In nächster Nummer bestimmt.

**Arbeiter Stalingerstraße.** Ihre Kundgebung, die uns ein Freund überbrachte, hat uns sehr wohlgethan. Sie werden es aber nur anständig finden, wenn wir jetzt alles vermeiden, was aussieht, als suchten wir Stimmung für uns zu machen. Beste Grüße an alle Winterzechner!

**Ortskassen oder freie Hülfskassen.** Wir geben als Quelle dieses Artikels der letzten Nummer die „Neue Tischlerzeit.“ an. Ein Abonnent macht uns darauf aufmerksam, daß sich das Original im „Vereinsblatt der Bauhandwerker“ am 1. Oktober findet.

## Fachverein der Bergolder und Fachgenossen Berlins.

Da unsere Versammlung am 21. d. M. wegen eines wissenschaftlichen Vortrages des Herrn Dr. Stahn polizeilich nicht genehmigt wurde, so findet die nächste Fachvereins-Versammlung am **Dienstag, den 29. d. M.,** Abends 8 1/2 Uhr, bei **Scheffer, Inselstraße 10,** statt.

Tagesordnung:

1. Entstehung und Zweck des Vereins.
2. Berichtendes.

Um zahlreichem Besuch bitte Der Vorstand.

## Fachverein der Tischler.

Dienstag, d. 29. November, Abends 8 1/2 Uhr,

### Versammlung

in Gründer's Salon, Schwerinstr. 26.

Tagesordnung:

1. Vortrag des Herrn Dr. Max Baumgart über: „Die Sage vom ewigen Juden.“ 2. Vereinsangelegenheiten. Gäste haben Zutritt.

Der Vorstand.

## Cigarren u. Tabak

eigener Fabrik

von **Hermann Laske.**

Lieferung von Club-Pfeifen zu en gros Preisen.

20. Rüdendörferstraße 20.

an der Köpenickerstraße.

## Möbel-, Spiegel- u. Polsterwaaren-Magazin

von **Julius Apelt, Sebastianstraße 27-28.**  
Reelle Waare. Prompte Bedienung.

**Buch- und Steindruckerei**  
von **F. POSEKEL**  
Berlin S.O., Oranien-Strasse 23,  
empfiehlt sich zur prompten und saubersten Ausführung aller Drucksachen.  
Für Vereine fertige ich zu mäßigsten Preisen:  
**Aufträge, Jahresberichte, Kassenabschlüsse, Statuten, Cirkulare, Mitgliedsbücher, Plakate, Programme, Billets etc.**

## Cigarren u. Tabake

reichhaltiges Lager

von **C. Klein.**

15. Ritterstraße 15.

Dieselbst Zahlstelle der Gärtnerei u. Bronceur (G. S. 60.)

## Schuh- u. Stiefelwaaren Geschäft

in großer Auswahl von Winterartikeln.

Reelle Arbeit. — Solide Preise.

**Louis Jaake, Schuhmachermstr.**

Küstriner Platz 8.

2 Herren f. d. e. guten Genossen frdl. Schlaff.

mit sep. Eing. **Andreasstr. 18, v. 4 Tr. 1.**

## Fachverein sämtlicher im Drechslergewerk beschäftigten Arbeiter Berlins. Stiftungsfest

Sonnabend, den 26. November,

in **Teigmüller's Salon, Alte Jakobstr. 48a.** Anfang 8 1/2 Uhr. Alles andere siehe redaktionellen Theil dieser Zeitung. Zu recht zahlreichem Erscheinen der Mitglieder, sowie auch Gäste ladet ein **Der Vorstand.**

## Arbeitsnachweis für Tischler.

Der vom Fachverein der Tischler begründete Arbeitsnachweis befindet sich **Alte Jakobstr. 38** im Restaurant Schumann. Die Arbeitsvermittlung geschieht für Meister und Gesellen (auch Nichtmitglieder des Vereins) **unentgeltlich.** Die Adressenausgabe erfolgt **an Wochentagen von 8 1/2 bis 10 Uhr Abends, Sonntags von 9 bis 11 Uhr Vormittags.** Da sich die vier Klaffirer der „Ortskassenkasse der Tischler und Pianoortearbeiter Berlins“ verpflichtet haben, sich ihrerseits jeder Adressenausgabe zu enthalten, ersuchen wir, nur den obengenannten Arbeitsnachweis zu benutzen. **Der Vorstand.**

## Cigarren u. Tabake

von

**G. Spletthöfer,**

183 Müllerstraße 183,

neben der Gasanstalt.

[Nachdruck verboten.]

## Ein Märchen.

Von Olive Schreiner.

Aus dem Englischen überetzt von R. J.

Es war einmal ein Thal, in dem ein Jäger lebte. Tag aus, Tag ein zog er in den Wald, um wildes Geflügel zu jagen, und einmal begab es sich, daß er an das Ufer eines großen Sees kam. Während er im Schiffe stehend das Nahen der Vögel erwartete, fiel ein großer Schatten über ihn und er bemerkte, daß sich Etwas im Wasser spiegelte. Der Jäger schaute zum Himmel auf, aber das Etwas, das sich gespiegelt hatte, war verschwunden. Da kam ein brennendes Verlangen über ihn, noch einmal im Wasser jenes Spiegelbild zu schauen, und er wartete und wartete den ganzen Tag. Die Nacht brach herein und es war nicht wieder erschienen. Mit leerer Jagdtasche, traurig und still, ging er nach Hause. Seine Kameraden traten zu ihm und frugen nach dem Grund, aber er antwortete nichts; er setzte sich abseits und brütete vor sich hin. Da gestellte sich sein Freund zu ihm und diesem theilte er sich mit.

„Heut habe ich gesehen,“ sagte er, „was meine Augen nie zuvor geschaut — einen großen weißen Vogel, der mit ausgebreiteten silbernen Schwingen im ewigen Blau segelte. Und nun ist's mir, als ob ein großes Feuer in meiner Brust brennte. Es war nur ein Schein, ein Schimmer, ein Spiegelbild im Wasser, und doch wünsche ich auf Erden nichts mehr als den Vogel.“

Sein Freund lachte.

„Es war nur ein Sonnenstrahl, der über das Wasser hinspielte, oder der Schatten Deines eignen Hauptes. Morgen wirst Du Alles vergessen haben,“ sagte er.

Aber das Morgen, und wiederum Morgen und zum dritten Mal Morgen kam, und der Jäger ging noch immer allein. Er suchte in Feld und Wald, am See und in den Uferbinsen, er konnte den Vogel nicht finden. Er schloß kein wildes Geflügel mehr, welchen Werth hatte es für ihn?

„Was fehlt ihm?“ frugen seine Kameraden.

„Er ist verrückt,“ sagte der Eine.

„Nein,“ sagte ein Anderer, „er ist mehr als das: er möchte sehen, was Keiner von uns geschaut, und sich dann als Wunder hinstellen.“

„Kommt, laßt uns seine Gesellschaft streng meiden,“ sagten Alle.

So irrte der Jäger allein umher.

Als er eines Nachts wehen Herzens und weinend durch das Dunkel wanderte, stand ein Greis vor ihm, der größer und stärke war, als Menschenkinder sind.

„Wer bist Du?“ frug der Jäger.

„Ich bin Weisheit,“ antwortete der Alte, „aber etliche Leute nannten mich auch Erkenntniß. Ich bin in diesem Thal aufgewachsen und habe mein ganzes Leben hier verbracht, aber Niemand sieht mich, bis er nicht schweres Leid getragen. Die Augen, die mich sehen sollen, müssen viel Thränen vergossen haben; und je mehr Jemand gelitten hat, desto mehr spreche ich.“

Und der Jäger rief:

„Du, der Du so lang hier lebst, sage mir, was das für ein großer wilder Vogel ist, den ich die blauen Lüfte durchsegeln sah? Sie möchten mich glauben machen, daß es ein Traum war, der Schatten meines eignen Hauptes.“

Der Greis lächelte.

„Der Name des Vogels ist Wahrheit. Wer sie je geschaut, um dessen Ruhe ist es geschehen. Bis an den Tod hat er nur den einen Wunsch: sie zu besitzen.“

Und der Jäger rief aus:

„O, sage mir, wo ich sie finden kann.“

Aber der Mann antwortete:

„Du hast noch nicht genug gelitten,“ und damit ging er seines Wegs.

Da nahm der Jäger aus seiner Brust das Weber-Schiff der Fantasie und wand den Faden seiner Wünsche darauf; dann sah er die ganze Nacht und wob ein Netz.

Als der Morgen graute, breitete er das goldene Netz am Boden aus und warf ein paar Körnchen Leichtgläubigkeit hinein, die ihm seine Väter vererbt hatten, und die er in seiner Brusttasche trug. Sie glichen den weißen Boffiten, und wenn man auf sie trat, so flog ein feiner brauner Staub empor. Darauf setzte er sich neben das Netz und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Der erste Vogel, der sich im Netz fing, war schneeweiß, er hatte laute Taubenaugen und sang ein schönes Lied: „Ein Gottmensch! ein Gottmensch! ein Gottmensch!“ so sang er. Darauf kam ein schwarzer, mystischer Vogel, mit dunklen herrlichen Augen, die in die Tiefe der Seele schauten, und er sang nur: „Unsterblichkeit!“

Und der Jäger schloß sie beide an sein Herz, denn er sprach:

„Sie gehören sicher zur schönen Familie der Wahrheit.“

Dann kam noch ein anderer grün-goldiger Vogel, welcher mit gellender Stimme sang, wie Jemand, der auf

dem Marktplatz schreit: „Belohnung nach dem Tode! Belohnung nach dem Tode!“

Und der Jäger sprach:

„Du bist zwar nicht so schön, wie die anderen, aber schön bist Du doch,“ und so behielt er ihn.

Und andere und andere kamen, mit glänzend gefärbtem Gefieder, und sie sangen süße Weisen, bis die Körner ein Ende nahmen.

Und der Jäger brachte all' die Vögel zusammen, baute einen starken eisernen Käfig, neuer Glaube genannt, und sperrte die Vögel hinein.

Da strömte das Volk herzu, tanzte und sang.

„Oh, Du glücklicher Jäger,“ rief die Menge, „Oh, Du wunderbarer Mann! Oh, herrliche Vögel! Oh, die süßen Weisen!“

Und Niemand frug, von woher die Vögel kamen, noch, wie sie eingefangen worden waren; aber man tanzte und sang vor ihnen. Und auch der Jäger war froh, denn er sagte sich:

„Gewiß, die Wahrheit muß unter ihnen sein. Mit der Zeit wird sie sich mausern, und ich werde sie dann in schneeweißer Reinheit schauen.“

Aber die Zeit verging, das Volk tanzte und sang noch immer, aber dem Jäger ward's schwer ums Herz. Er verbarg sich abseits, wie früher, um zu weinen; der verzehrende Wunsch loderte wieder in seiner Brust. Eines Tages, als er einsam weinte, begab es sich, daß ihm Weisheit begegnete. Er erzählte dem Greis, was er gethan.

Und Weisheit lächelte traurig vor sich hin.

„Viele, sagte er, haben der Wahrheit das nämliche Netz gestellt, aber sie haben sie nie gefangen. Sie wird sich nie mit den Körnern der Leichtgläubigkeit nähren, das Netz der Wünsche kann ihren Fuß nicht fesseln, und die Luft dieses Thals kann sie unmöglich athmen. Die von Dir eingefangenen Vögel gehören zur Brut der Lüge. Sie sind herrlich und schön, aber doch nur Lug und Trug; die Wahrheit kennt sie nicht.“

Und der Jäger schrie in bitterem Schmerz auf:

„So soll ich also die Hände ruhig in den Schoß legen und mich von der in mir lodernnden Gluth verzehren lassen?“

Und der Greis sprach:

„Höre, weil Du viel gelitten und viel Thränen vergossen hast, will ich Dir sagen, was ich weiß. Wer die Wahrheit suchen will, muß dieses Thal des Aberglaubens für immer meiden und darf auch nicht soviel wie einen Faden aus ihm forttragen. Allein muß er in das Land der absoluten Negation und des Zweifels hinabsteigen; dort muß er sich aufhalten; er muß der Versuchung widerstehen. Wenn der Tag anbricht, muß er sich aufmachen und der Morgendämmerung in das Land des kalten Sonnenscheins folgen. Die Berge der öden Wirklichkeit werden sich ihm entgegen thürmen, er muß an ihnen emporklettern; jenseits von ihnen ist die Wahrheit.“

„Und er wird sie fassen! er wird sie fest in dieser seiner Hand halten,“ rief der Jäger aus.

Weisheit schüttelte das Haupt.

„Er wird sie nie sehen, nie halten; die Zeit ist noch nicht gekommen.“

„So ist also keine Hoffnung, keine?“ rief der Jäger.

„Höre weiter,“ sagte Weisheit, „etliche sind an jenen Felsen emporgeklettert; in Fuß für Fuß des nackten Gefiebers haben sie Stufen eingehauen; und einige, die in jenen hohen Regionen wanderten, haben das Glück gehabt, vom Boden eine silberweiße Feder aufzuheben, die aus den Schwingen der Wahrheit niedergeflattert ist.“

„Und es wird sich begeben,“ sagte der Greis, mit prophetischem Ton und Geberde nach dem Himmel deutend, „es wird sich begeben, daß wenn genug der silbernen Federn von Menschenhänden gesammelt und zu einem Seil gewoben sind, und aus dem Seil ein Netz geknüpft ist, daß in diesem Netz die Wahrheit gefangen werden kann. Nur Wahrheit kann die Wahrheit halten.“

Der Jäger erhob sich: „Ich will mich auf den Weg machen,“ sprach er. Aber Weisheit hielt ihn zurück.

„Wisse, wer dieses Thal verläßt, kehrt nie dahin zurück. Und wenn er gleich an seiner Schwelle sieben Tage und Nächte lang Blut weinen sollte, könnte sein Fuß dieselbe nie wieder überschreiten. Das Thal verlassen heißt es für immer verlassen. Der Weg, den Du wandern willst, bietet keine Entschädigung, keinen Lohn. Wer ihn wählt, geht freiwillig, von der heißen Liebe getrieben, die in ihm wohnt. Das Werk selbst ist sein Lohn.“

„Ich gehe,“ erwiderte der Jäger, „aber sage mir, welchen Pfad soll ich auf jenen Bergen einschlagen?“

„Ich bin das Kind der angeammelten Erkenntniß aller Zeitalter,“ sagte der Mann. „Ich kann nur gehen, wo Viele vor mir gewandert sind. Nur wenige Füße haben jene Berge beschritten. Jeder ist daselbst sein eigener Pfadfinder. Er geht auf seine Gefahr hin; meine Stimme kann ihn nicht mehr erreichen. Ich kann ihm folgen, aber ich vermag nicht, ihm vorauszuweilen.“

Damit verschwand Weisheit. Und der Jäger wandte sich um. Er ging zu seinem Käfig und zertrümmerte mit eigener Hand das Gitterwerk, und die rauhen, spitzigen Eisenstangen zerrißen das Fleisch. Oft ist es leichter zu bauen, als niederzureißen.

Einen nach dem anderen der schönschillernden Vögel ließ er fliegen. Aber als die Reihe an den dunkelgefiederten Vogel kam, hielt er ihn zurück, er blickte in seine herrlichen Augen, und der Vogel stieß seinen leisen, tiefen Schrei aus: „Unsterblichkeit!“

Und der Jäger sagte schnell:

„Von ihm kann ich mich nicht trennen. Er ist nicht schwer, er braucht keine Nahrung. Ich verberge ihn an meiner Brust, ich nehme ihn mit mir.“ Und er verbarg ihn an seiner Brust und verdeckte ihn mit seinem Mantel.

Aber der verborgene Vogel wurde schwerer, schwerer und schwerer, bis er endlich wie Blei auf seiner Brust lastete. Er konnte sich nicht mehr bewegen. Unmöglich, das Thal mit ihm zu verlassen. Da zog er ihn hervor und schaute ihn an.

„Oh, mein Kleinod, mein Herzenslieblich,“ rief er aus, „so soll ich Dich nicht behalten!“

Traurig öffnete er die Hand.

„Geh,“ sprach er; „vielleicht ist in dem Lied der Wahrheit ein Ton, der dem deinen gleicht; aber ich werde ihn nie hören.“

Traurig öffnete er die Hand, und der Vogel flog für immer davon.

Darauf löste er den Faden seiner Wünsche vom Weber-Schiff der Fantasie und warf ihn fort. Das leere Schiffchen steckte er in seine Brust, denn der Faden war wohl in diesem Thal gesponnen, aber das Schiffchen stammte aus einem fremden Land.

Schon war er bereit zu gehen, da kam das Volk und stürzte unter wildem Geschrei auf ihn los.

„Narr, Hund, Bahnwürger,“ schrie es um ihn. „Wie kannst Du wagen, Deinen Käfig zu zertrümmern und die Vögel fliegen zu lassen?“

Der Jäger sprach, aber Niemand wollte ihn hören.

„Wahrheit! Was ist das? Kannst Du sie essen? Kannst Du sie trinken? Wer hat sie je gesehen? Deine Vögel waren Wirklichkeit; wir alle konnten ihrem Gesange lauschen. Oh, Du Narr! Gemeines Neptil! Du Atheist!“ so schrie die Menge, „Du verunreinigst die Luft.“

„Kommt, laßt uns Steine nehmen und ihn steinigen,“ riefen Einige.

„Was geht das uns an?“ sagten Andere. „Laßt den Dummkopf laufen“, damit gingen sie ihres Weges. Aber der Haufen sammelte Steine und Roth und bewarf den Jäger damit. Als er schließlich über und über mit Beulen und Wunden bedeckt war, konnte sich der Jäger in den Wald schleppen. Und es ward Nacht um ihn.

Er wanderte weiter und weiter, und die Schatten wurden immer tiefer. Er war an der Grenze des Landes, in dem ewige Nacht herrscht. Er überschritt sie, und er sah kein Licht. Mit den Händen tastete er sich vorwärts, aber jeder Zweig, den er berührte, knickte ab, und der Boden war mit Asche bedeckt. Bei jedem Schritt sank sein Fuß tief in den Grund, eine leichte Wolke der feinsten Asche flog um sein Gesicht, und es war dunkel um ihn. Da setzte er sich auf einen Stein, vergrub das Antlitz in seine Hände und wartete, daß es im Lande der Negation und des Zweifels tagen sollte. Und in seinem Herzen ward's gleichfalls Nacht.

Von den Sümpfen zu seiner Rechten und Linken wallten kalte Nebel empor und lagerten sich um ihn. Ein feiner, unsichtbarer Regen sprühte in der Dunkelheit herab, und große Tropfen sammelten sich auf seinem Haar und Kleidern. Sein Herz schlug langsam und Erstarrten schlich durch alle seine Glieder. Als er aufschaute, kamen zwei lustige Zerkichter auf ihn zugetanzt. Er hob das Haupt, um sie besser zu sehen. Sie kamen näher und näher. Warm, glänzend, wie feurige Sterne tanzten sie einher. Endlich standen sie vor ihm. Aus der Mitte der Flammenstrahlen des einen Zerkichters lauachte ein Frauenantlitz hervor, ein lächelndes Frauenantlitz, mit Grübchen und wallenden goldenen Locken. In der Mitte des Anderen zeigten sich heiter lachende Blasen, die den Perlen im Glase Wein glichen. Sie tanzten vor ihm.

„Wer seid Ihr?“ frug der Jäger; „wer allein sucht mich in Einsamkeit und Dunkel auf?“

„Wir sind das Zwillingpaar Sinnlichkeit,“ riefen sie ihm zu. „Unser Vater heißt ‚Menschliche Natur‘ und unsere Mutter nennt sich ‚Ausschweifung‘. Wir sind so alt wie Berg und Fluß, so alt wie der erste Mensch, aber wir sterben nie,“ lachten sie.

„Oh, laß mich meinen Arm um Dich schlingen,“ rief das erste Licht; „er ist weich und warm. Dein Herz ist erstarrt, aber ich will es wieder schlagen machen. Oh, komm' zu mir.“ „Ich will Dir mein glühendes Leben einflößen,“ sagte das zweite Licht. Dein Gehirn ist erstarrt, und Deine Glieder sind abgestorben, aber ich will sie mit freiem, stolzem Leben erfüllen. Oh, laß es Dir einflößen!“

„Oh folge uns“, riefen sie, „und lebe mit uns. Edlere Herzen als das Deinige haben hier im Dunkel geharrt und sind zu uns, und wir zu ihnen gekommen, und sie haben uns nie wieder verlassen, nie! Alles Andere ist Täuschung, aber wir, wir sind Wirklichkeit. Die Wahrheit ist ein Schatten, das Thal des Aberglaubens eine Pöffe; die Erde ist Staub, die Bäume sind Fäulnis, aber wir — fühle uns an — wir leben. An uns kannst

Du nicht zweifeln. Fühle, wie lebenswarm wir sind. Oh, komm' zu uns! Komm' mit uns!"

Näher und näher umschwebten sie sein Haupt, und die kalten Tropfen auf seiner Stirn begannen zu schmelzen. Der glänzende Lichtschein drang in seine Augen und blendete ihn, das erfrorene Blut strömte wieder durch seine Adern. Und er sprach:

"Ja, warum sollte ich hier in diesem entsehligen Dunkel sterben? Sie sind warm, sie machen mein gefrorenes Blut aufthauend!" Und er streckte die Arme aus, die Irrelichter zu ergreifen.

In demselben Augenblick erschien vor seinen Blicken das Bild der Wahrheit, die er geliebt hatte, und er ließ die Arme sinken.

"Komm' zu uns!" riefen sie.

Aber er vergrub das Antlitz in die Hände.

Ihr blendet meine Augen, Ihr wärmt mein Herz, aber Ihr könnt mir nicht geben, was ich wünsche. Ich will hier warten, warten bis ich sterbe. Geh!"

Er schlug die Hände vor das Gesicht und wollte nicht länger hören. Als er wieder aufschaute, waren es wieder zwei blinkende Sterne, die in der Ferne verschwanden.

Und die lange, lange Nacht dauerte weiter.

Jeder, der das Thal des Aberglaubens verläßt, zieht durch jenes dunkle Land; jedoch Einige durchwandern es in wenigen Tagen, Andere verweilen darin Monate, noch Andere gar Jahre und Viele sterben daselbst.

Endlich bemerkte der Jäger einen schwachen Lichtschimmer am Horizont dahinspielen; er stand auf, ihm zu folgen, und als er das Licht erreichte, trat er in den vollen Sonnenschein. Vor ihm starrten die allgewaltigen Bergmassen der „trockenen Thatsachen und Wirklichkeiten“ gen Himmel. Der klare Sonnenschein spielte über sie dahin, und ihre Gipfel verloren sich in den Wolken. Am Fuße sah man viele Pfade aufwärts führen. Ein Jubelschrei entrang sich der Kehle des Jägers. Er wählte den geradesten Steig und begann emporzuklimmen; Felsen und Spalten erklangen von seinem Liede. Man hatte übertrieben; Alles in Allem genommen war es nicht so hoch und der Weg war nicht so steil! Wenige Tage, wenige Wochen, höchstens wenige Monate, und er hatte den Gipfel erreicht! Nicht nur eine Feder wollte er etwa aufheben; nein, alle die Andere gefunden, wollte er sammeln; er wollte das Netz weben — die Wahrheit einfangen — sie festhalten — mit seiner Hand fühlen — sie an sein Herz drücken.

Er lachte in den heiteren Sonnenschein hinein und sang laut. Der Sieg stand nahe bevor. Jedoch nach kurzer Zeit wurde der Pfad steiler. Er bedurfte all seines Athems, um emporzuklimmen, und der Gesang erstarb auf seinen Lippen. Rechts und links thürmten sich düster bräunende Felsen, jedem Mooses, der kleinsten Flechte bar, und aus der lavaähnlichen Masse gähnten ihm schauerliche Klüfte entgegen. Hier und da schimmerten gebleichte Gebeine. Der Pfad war nun auch weniger und immer weniger betreten, endlich ward er zu einer bloßen Spur, die hier und da den Abdruck eines Fußes zeigte, dann hörte er ganz auf. Er sang nicht mehr und bahnte sich seinen eigenen Weg bis er zu einer mächtigen Felswand kam, die sich in ununterbrochener glatter Fläche so weit erstreckte, als das Auge reichte. „Ich will eine Treppe an dieser Felsmauer hinaufbauen, denn wenn sie nur einmal erklimmt ist, so muß ich fast am Ziele sein,“ sagte er mutig und ging an die Arbeit. Mit dem Webeschiffchen der Fantasie grub er Steine; aber die Hälfte von ihnen erwies sich als ungeeignet für seinen Zweck, und was er während eines halben Monats aufgebaut, rollte in die Tiefe, weil die zu Grunde liegenden Steine schlecht gewählt waren. Allein der Jäger arbeitete weiter und sagte sich nur: „Wenn nur erst die Felswand erklimmt ist, so muß ich fast am Ziele sein. Wenn nur erst dieses Stück Arbeit vollendet ist.“

Endlich gelangte er auf den Gipfel und schaute um sich. Tief unter ihm lagerten weiße Nebel über dem Thal des Aberglaubens und über ihm thürmten sich Berge über Berge. Vorher hatten sie niedrig geschienen, jetzt waren sie unermesslich hoch, von dem Fuße bis zur Spitze von Felswänden umringt, die sich in mächtigen Kreisen enger und enger zusammendrängten. Ueber ihnen spielte ewiger Sonnenschein. Er stieß einen wilden Schrei aus. Er blickte sich zur Erde nieder, und als er sich erhob, war sein Antlitz weiß. Im tiefsten Schweigen ging er weiter. Er war nun sehr still geworden. Es fällt dem Thalgeborenen schwer, die dünne Luft jener hohen Regionen zu athmen; jeder Athemzug schmerzte den Jäger, Blut quoll aus seinen Fingerspitzen. Er begann die folgende Felswand zu bearbeiten. Diese schien unendlich hoch, aber er sagte nichts. Der Klang seines Werkzeugs hallte Tag und Nacht über die ehernen Felsen dahin, in die er Stufen grub. Jahre vergingen, und er arbeitete noch immer, aber über ihn thürmte sich noch Felswand über Felswand bis gen Himmel. Oft betete er, daß ein armfeliges Moos, eine kümmerliche Flechte an der nackten Felswand sprühen und ihm Gefährte sein möchte, aber das geschah nie.

Und die Jahre verflossen: er zählte sie nach den Stufen, die er in das Gestein gehauen, es waren wenige in einem Jahr, sehr wenige. Er sang nicht mehr, er sprach nicht mehr: „ich will das oder jenes thun“ — er arbeitete nur. Und Nachts, wenn sich die Dämmerung herabsenkte, starrten ihn aus Klüften und Felspalten seltsame wilde Gesichter an.

„Halt ein, mit Deinem Werk, einsamer Mann, und sprich mir uns,“ riefen sie ihm zu.

„Mein Heil liegt in der Arbeit. Sobald ich sie auch

nur für einen Augenblick unterbräche, würdet Ihr Euch an mich heranschleichen, Euch meiner bemächtigen,“ erwiderte er. Und sie reckten ihre langen Hälse nach ihm.

„Wirf einen Blick in die Spalte, die zu Deinen Füßen gähnt,“ sagten sie. „Schau, was dort liegt: gebleichtes Gebein! Ein Mann, so Dir an Muth und Kraft nichts nachgab, erklimmte diesen Felsen. Und er schaute empor. Er sah ein, daß es keinen Zweck hatte, länger zu kämpfen: er würde nie die Wahrheit halten, sie nie sehen, nie finden. So legte er sich hier nieder, denn er war sehr müde. Er schlief für immer ein. Er streckte sich zum Schlaf hin. Im Schlaf ist Ruhe. Du bist nie einsam, wenn Du schläfst, weder Hände noch Kopf schmerzen Dir.“ Und der Jäger lachte vor sich hin: „Habe ich von meinem Herzen das Theuerste gerissen, bin ich einsam durch das Land der Nacht gewandert, habe ich der Versuchung widerstanden, bin ich geblieben, wo die Stimme meines Gleichen nie vernommen wird, und habe ich dort einsam gearbeitet, nur damit ich mich niederlege, und Euch, ihr Harpien, zum Raube falle?“

Er lachte stolz auf, und die „Stimmen der Verzweiflung“ stoben davon, denn das Gelächter eines muthigen, starken Herzens wird für sie zum Todesstoß.

Jedoch sie krochen abermals hervor und grinzten ihn an.

„Weißt Du, daß Dein Haar schneeweiß ist?“ frugten sie, „daß Deine Hände wie die eines Kindes zittern? Siehst Du, daß Dein Schiffchen die Spitze verloren hat? daß es schon gesprungen ist. Wenn Du je noch diese Stufe erklimmen solltest, fügten sie hinzu, so wird es Deine letzte sein. Du ersteigst keine andere mehr.“

Und er antwortete: „Ich weiß es“ und arbeitete weiter.

Die altersschwachen Hände konnten das Gestein nur schlecht und unregelmäßig behauen, denn die Finger waren steif und krumm. Die Schönheit und Kraft des Mannes war dahin.

Endlich schaute ein altes, verfallenes und runzliches Gesicht über die Felsen. Er sah, wie sich ewige Berge mit Felsenswänden bis zu den weißen Wolken erhoben, aber sein Werk war vollbracht.

Der alte Jäger faltete die müden Hände und legte sich neben dem Abgrund nieder, wo Arbeit seine Lebenskraft verzehrt. Endlich war die Schlafenszeit gekommen. Unter ihm zogen dicke weiße Nebelmassen über die Thäler dahin. Einmal theilten sie sich, und durch den Riß schauten die Augen des Sterbenden auf die Gefilde seiner Kindheit hinab. Aus weiter Ferne schien der Schrei seiner eignen wilden Vögel an sein Ohr zu schlagen, und er hörte den Lärm des Volks, das unter Gesang tanzte. Und er glaubte die Stimmen seiner ehemaligen Kameraden zu unterscheiden; und er sah, wie in weiter Ferne seine alte Heimath im Sonnenlicht erglänzte. Große Thränen sammelten sich in seinen Augen.

„Ach, wer dort stirbt, stirbt nicht einsam!“ rief er aus.

Dann ballten sich die Nebelmassen wieder zusammen, und er wendete seine Augen ab.

„Ich habe gesucht,“ sprach er, „Jahre, lange Jahre habe ich gearbeitet, aber ich habe sie nicht gefunden. Ich habe mir weder Ruh noch Raht gegönnt, ich habe nicht gemurret, und ich habe sie nicht gesehen, nun ist meine Kraft zu Ende. Wo ich erschöpft und kraftlos niedergefunken bin, werden andere, junge, lebensfrische Männer stehen. Auf den Stufen, die ich in den Fels gehauen, werden sie emporzuklimmen; mittels der Treppe, die meine Hände gebaut, werden sie die Höhe ersteigen. Sie werden nie den Namen des Mannes erfahren, dessen Werk das ist. Sie werden über die ungeschickte Arbeit lachen, und wenn Steine in die Tiefe rollen, so werden sie mir fluchen. Aber trotz alledem werden sie emporsteigen, und zwar mittels meines Wertes, sie werden aufwärtsklimmen und auf meiner Treppe! Sie werden die Wahrheit finden und durch mich! Und unser Keiner lebt ihm selber, unser Keiner stirbt ihm selber.“

Thränen rollten unter den runzlichen Lidern hervor. Wenn die Wahrheit jetzt in den Wolken über ihm erschienen wäre, er hätte sie nicht mehr sehen können; Todesschatten breiteten sich über seine Augen.

„Meine Seele hört ihren jubelnden Anmarsch,“ sagte er, „und sie werden die Höhe ersteigen! sie werden sie ersteigen!“ Er hob die runzliche Hand an die Augen.

Da fiel, fiel und fiel Etwas langsam von dem weißen Himmel durch die stillen Lüfte. Langsam flatterte es herab und fiel auf die Brust des Sterbenden. Er tastete mit der Hand darnach. Es war eine Feder. Er starb mit der Feder in der Hand.

## Der „Verein der anhaltischen Arbeitgeber“!

□ Klopset an, so wird Euch aufgethan! Jawohl, aber langsam und zögernd, wenn man nichts bringt; denn nur den Geschenke Tragenden stehen die Thüren offen. Ein lautes und wiederholtes Pochen ist aber erforderlich, wenn man gar kommt, um zu fordern. Am liebsten ließe man den unbequemen Mahner gar nicht vor, man stellt sich taub, man will nicht hören, was am Thore lärm. Erst wenn der Lärm so groß wird, daß die großen und kleinen Hunde im Hause und in der Nachbarschaft mit einstimmen, erst wenn die Nachbarn in ihren Zipfelmützen zum Fenster hinaus um Ruhe rufen, damit der ruhige Bürger weiter den Verdauungsschlaf pflegen kann, erst wenn der Polizist, der zu viel zu thun hat, zu lange auf sich warten läßt: dann öffnet sich ein Fenster, eine mütterliche Stimme ruft: „So machen Sie doch keinen Skandal, ich

werde Sie arretilren lassen, stören Sie die Leute nicht im Schlaf! Ich mache ja schon von selbst auf!“ —

Nun wird es wieder still im Hause, der Hausherr lauscht, ob sich doch nicht noch der schlürfende Schritt des Wächters oder der Tritt der Schaarwache hören läßt, die den „Ruhestörer“ verhaften. Aber leider, es kommt nichts, das Pochen beginnt wieder.

„So warten Sie doch, ich komme ja schon!“ Die Thür öffnet sich um eine Kleinigkeit, eine große Sicherheitskette ist vorgelegt, und ein bissiger Haushund steckt schnappend seine geifertriebende Schnauze durch die Spalte.

„Nun, was wollen Sie, Sie sehen ja, wie sehr ich Ihnen entgegenkomme! Wozu der Lärm! Geld wollen Sie? ich schulde Ihnen hundert Pfaster, meinen Sie! Ihre Geduld wäre zu Ende, Sie hätten lang genug geharrt! Ja, lieber Freund, ich bin sehr human und thue gerne, was ich irgend kann, aber das verträgt mein Geldbeutel nicht! Sehen Sie die Konkurrenz! Da wird Morgen das Nachbargrundstück versteigert. Es ist ein schönes Stück Geld dabei zu verdienen, das darf ich mir nicht entgehen lassen, das sehen Sie wohl selbst ein. Da kann ich kein Geld missen. Ich habe so noch viel zu wenig. Wer Schulden bezahlt, zerplittert sein Vermögen. Sie dürfen auch ferner wieder für mich arbeiten und mehr als früher, wenn ich das neue Grundstück noch dazu habe, Sie sehen wohl die Harmonie! Denken Sie an die Vermehrung des Nationalwohlstandes, wenn ich immer reicher werde. Ich bin übrigens nicht so! Hier! hier! da nehmen Sie! Sie sehen, ich gebe, was ich kann! Ihre erreichbaren Forderungen sind erfüllt! Und nun, Allah sei mit Ihnen, sehen Sie, dort an der Ecke blitzt der Spieß eines Kawaffen! Seien Sie hübsch ruhig und machen Sie sich keine Ungelegenheit!“

Klapp, die Thür fällt zu.

Das geschieht natürlich weit hinten in der Türkei, bei uns kommt so etwas nie vor, denn wir leben im Lande der Gottesfurcht und der guten Sitten. Wir treiben praktisches Christenthum, da wird derjenige, welcher anklöpft, nie eingestekt, wenn er eine gerechte und alte Forderung hat.

Das passirte aber unserem Freunde da hinten in der Türkei!

Als er so wieder allein, anfangs etwas verduht von der Rede, auf der StraÙe stand, und ansah, daß er eine Anweisung auf eine Portion Armensuppe und, statt eines Pfasters in Geld, einen blanken Rechenpfennig von Messing in der Hand hatte, da rief er: „Halbmond Millionen Schod Donnerwetter!“ und wollte wieder zu pochen beginnen.

Nun ist in der Türkei aber Fluchen auf der offenen StraÙe verboten. Es sei denn ein „Zmann“, wie dort die Herren Geistlichen genannt werden, verläufe Jemanden auswendig und inwendig. Der Kawaffe ergriff also den Uebelthäter und sprach: Warum fluchst Du! — „Der Kerl da will mir nicht bezahlen, was ich zu fordern ein Recht habe!“ — So gehe zum Kadi! — „Das ist ja sein Bruder, der wirft mich hinaus!“ — So gehe zum Effendi, da wird Dir Dein Recht! — „Das ist ja sein Schwager, der prügelt mich durch!“ — So rede doch Deine Sache vor dem Pascha! — „Das ist sein Onkel, der stecht mich ein! Klopfen will ich, anklopfen, bis mir aufgethan wird!“ — Ja Freund! da muß ich Dich einsteden. Komme mit, Du bist ein Rebel und willst den Staat und die Gesellschaft umwerfen. — Der Kadi verurtheilte ihn, das Ober-Türken-Gericht bestätigte das Urtheil, er mußte lange sitzen, weil er zu laut gemahnt hatte.

Es kamen aber immer und immer wieder die Klopfer, es wollte gar keine Ruhe mehr geben, nach welche der arme reiche Türke so sehr verlangte. Den Klopfern thaten sich freilich meistens die Thüren der Gefängnisse, aber nicht die Schlösser der Geldbeutel auf, denn diese liebt der Türke über Alles. Er nennt sie Nationalwohlstand, was ja natürlich falsch ist. Aber das sieht ja ein Türke, der ein Barbar ist, nimmer ein. Man sann nach, wie dem Uebel des ewigen Kloprens zu begegnen sei und begann allerlei krause und wunderbare Sachen zu machen, die alle insgesammt nur das eine gemeinsame hatten, die Klopfer nicht zufrieden zu stellen, weil diese nicht zu überzeugen waren, daß Rechenpfennige Pfaster seien. Man klopste immer lauter, man klopft noch und vertraut noch immer dem Wort:

„Klopset an, so wird Euch aufgethan.“

Obgleich es nun bei uns ganz anders ist, wie in der Türkei, so giebt es doch auch bei uns eine Menge Klopfer. Man sagt, es wären so Alles in Allem, Männlein und Weiblein, Wähler und Nichtwähler, die Kinder nicht gerechnet, erheblich mehr als zwei Millionen, die schon jetzt thätig sind, und sie vermehren sich. Das wird unangenehm. Der Fürst Lichtenstein sagte einst im österreichischen Reichstage, als man da den Normalarbeitstag berieth: „Es darf die Volkswirtschaft nicht einem Gladiatoren-Kampfspiel gleichen, dem moderne Heiden vom sicheren Amphitheater aus zuschauen. Hätten wir selbst das schlechte Herz der Römer, die mit dem Daumen das Zeichen zum Tode der Besiegten geben, aus der Arena lönt uns nicht der gutmüthige Ruf entgegen: Die in den Tod Gehenden grüßen Dich! — Im Gegentheil, die Fechter zeigen Lust, die Waffen gegen das Publikum zu kehren.“

So der konservative und ultramontane Fürst Lichtenstein. Nun sind zwar die Mehrzahl dieser Zuschauer heute noch der Ansicht, es hat wenig Gefahr. Daß den Gladiatoren nicht zu trauen ist, ist ja richtig, aber die Mauern sind hoch und die Kohorten sind nahe und stark. Das ist so die Ansicht der Herren Adermann und Genossen. Sie glauben daher, wir können das Gedränge auf dem

Kampfsplatz zu Ungunsten der Schwächeren immer noch etwas vermehren. Die Arbeitsbücher können gar nicht schaden, die erleichtern einem Theil den Kampf. Das sind unsere Freunde. Kommen andere dabei unter die Füße, so ist es ihr Schade.

Andere sind klüger. Sie haben so eine Ahnung von den Gewalten, die da unten schlummern, und möchten gerne beruhigen, vielleicht auch helfen. Sie hören das Klopfen auch an ihrer Thür. Wir geben auch zu, viele von ihnen möchten gerne den Mahnern gerecht werden, sie haben wohl gute Absichten, aber das Geld, das sie durch die Thüröffnung hinauslangen: es sind immer nur Rechen- oder höchstens Bertelpfennige, die nicht sättigen, die die Hand nicht füllen.

Es waltet ein böser Zauber im Lande, selbst über die besten Absichten. Er verkehrt sie in's Gegentheil, sobald es nur halbe Maßregeln sind. Und es ist so häßlich daran zu denken, was eigentlich geschehen muß.

Doch nur dann, wenn man sich entschließen wird, mit festem Niederkämpfen all' des Widerwillens, das die „gute Gesellschaft“ gegen das Proletariat hat, um, wie die schöne Prinzessin im Märchen, dem verachteten Froschkönig den Kuß der Pflicht zu geben, — dann wird aus der häßlichen sozialen Frage, indem er die Hüllen sprengt, der glänzende Königssohn hervortreten: die neue Wirtschaftsordnung, in welcher jeder Arbeit ihr Lohn und ihr Recht wird.

So eine halbe aber jedenfalls gut gemeinte Maßregel erblicken wir in dem Vorgehen der anhaltischen Fabrikanten, die aufgeregt durch das Klopfen der mahnenden Arbeiter, zu der Ueberzeugung gekommen sind: es muß etwas geschehen.

Sie haben sich zu einem „Verein der anhaltischen Arbeitgeber“ zusammengesetzt. Ueber die Gründung desselben berichtet der Dessauer „Staatsanzeiger“ folgendes:

Am 8. November tagte in Dessau eine von den beiden Reichstagsabgeordneten Geh. Rath Dechelhäuser und Geh. Rath Jiegler, sowie dem Kommerzienrath Dr. Reichardt, Direktor der Dessauer Maschinenbau- und Metallwerke, Direktor der Berlin-Anhalter Maschinenbau- und Metallwerke, einberufene engere Versammlung von Industriellen und Repräsentanten der landwirtschaftlichen Industrie, um die Bildung eines „Vereins der anhaltischen Arbeitgeber“ zu beraten, dessen Zweck die Verbesserung der sozialen Stellung und materiellen Lage des Arbeiterstandes sein soll. Nachdem der Vorsitz dem Herrn Geh. Rath Dechelhäuser übertragen worden, begründete derselbe den vorgelegten Statutenentwurf, wonach in erster Linie die Bildung einer Arbeitervertretung (Arbeiterrath) in jedem einzelnen Unternehmen in's Auge gefaßt wird, demnächst aber die Bildung von Hilfsklassen, aus Beiträgen der Arbeitgeber und Arbeiter, denen sich später Vorkontingenzen zur billigen Beschaffung der notwendigen Lebensbedürfnisse, zur Förderung des Spartriebes der Arbeiter u. i. w. anschließen sollen. Wesentlichere Meinungsverschiedenheiten traten nur seitens einiger Anwesenden hinsichtlich des Umfanges der Arbeitervertretungen einzu-räumenden Befugnisse hervor; aber auch diese Differenzen waren nicht so tiefgehend, um nicht eine vollständige Einigung nach Vornahme verschiedener Abänderungen des Statuts in bestimmter Aussicht nehmen zu dürfen. Im Uebrigen begegneten die Bestimmungen des Entwurfs nur unwesentlichen Ausstellungen, während die Idee der Vereinsgründung die allseitige lebhafteste Zustimmung fand. Eine aus 11 Mitgliedern (darunter zwei Vertreter der landwirtschaftlichen Industrie und die Chefs der größten Firmen Anhalts) bestehende Kommission wird die endgültige Revision der Statuten im Sinne der heute geäußerten Ansichten und die demnächstige Einberufung der konstituierenden Generalversammlung bewirken, zu der alle Arbeitgeber Anhalts und der anstehenden Distrikte eingeladen werden sollen. Zum Schluß unterzeichneten sich bereits 15 der anwesenden Arbeitgeber, die zusammen nicht weniger als 3180 Arbeiter beschäftigen, vorbehaltlich endgültiger Festsetzung der Statuten durch die Generalversammlung, als Mitglieder des künftigen Vereins; außerdem lagen schriftliche Beitrittserklärungen größerer Arbeitgeber vor, u. A. auch des Herrn Köstler. Der Versammlung wohnten sieben Arbeiter aus Dessauer Fabriken bei, die beim Entwurf der Statuten zur Beratung zugezogen worden waren. Auch der Fabrikinspektor Oberberggrath Vehmter, der Kreisdirektor Braune und der Vorsteher der städtischen Salzbergwerke, Herr Weigleder, nahmen an der Versammlung Theil. Bei dem nachfolgenden Mittagessen ward vielfach, auch seitens zweier Arbeiter, der Freude Ausdruck gegeben, einen Boden für Förderung des sozialen Friedens geschaffen, auch in Anhalt die erste größere Vereinigung von Arbeitgebern entstehen zu sehen, welche sich die gleichzeitige und möglichst gleichförmige Durchführung einschneidender sozialer und humanitärer Einrichtungen zum Ziele gesetzt hat; ein Vorgang, der nicht ohne Nachfolge bleiben dürfte.

Wir sagten schon, wir zweifeln nicht an dem guten Willen der Herren Geheim- und Kommerzienräthen, Direktoren u. i. w., sehen aber für die Arbeiter daraus durchaus nichts Ersprießliches hervorgehen. Die 7 Arbeiter unbekannter Herkunft, die der Verhandlung beigewohnt haben und von welchen zwei auch der Freude Ausdruck gegeben haben, imponiren uns natürlich möglichst wenig. Wir hätten gewünscht, die Herren Arbeitgeber hätten diese Dekoration unterlassen, dann hätte das Bild vielleicht nicht so sehr den Beigeschmack der Mache nach bekannten Rezepten gehabt. Was sollten die armen Leute da? Sie waren doch sicherlich so ausgewählt, daß man eine Störung der Harmonie von ihnen nicht erwarten konnte. Sie stellten das „Volk“ dar, das auf der Bühne durch ein Paar steife Soldaten in abgeschabten Röcken stumm repräsentirt zu werden pflegt. Weiter doch nichts!

Kaum glaublich ist es doch, daß sie diejenigen gewesen sind, die „wesentlichere Meinungsverschiedenheiten über den Umfang der Rechte der Arbeitervertretung äußerten, und welchen man sogar entgegen kommen will, durch Aenderung der Statuten? Sicher nicht! Wenn sie so ihre Aufgabe aufgefaßt hätten, dann — wären sie nicht eingeladen worden.

Wenn solche wesentliche Meinungsverschiedenheiten über Rechte der Arbeitervertretung ausgeglichen werden, so geschieht der Ausgleich ohne Frage immer nach der Seite hin, die das Geringste bietet. Als Beispiel hierfür können wir das Schicksal der Arbeitervertretung in Betreff der Unfallversicherung im Reichstag anführen. Nun sieht Herr

Dechelhäuser, der Geheime Rath, sicher nicht im Verdacht, die Arbeiter zu Herren der Lage in den Fabriken machen zu wollen. Er wird sicherlich nicht zu viel vorgeschlagen haben, da soll aber noch abgeknappert werden!

Solche Scheinvertretungen der Arbeiter spielen bei den reaktionären Volkswirthen eine sehr große Rolle. Sie sind der Rechenpfennig, den man dem Klopfer statt Gold geben möchte. Wir haben sie in den berüchtigten Gesellenausschüssen der Innungen und begegnen ihnen nun hier wieder. Die Arbeiter wissen ganz genau, was diese Münzen werth sind, sie haben viele Erfahrung darüber, und weigern sich deshalb den Innungen gegenüber mit ziemlichem Erfolg zu dem Humbug die Hand zu bieten. Den Fabrikarbeitern wird es so gut nicht werden, denn die Gewalt der Fabrikanten über die Arbeiter ist eine weit größere als die der Innungen über die Gesellen, selbst wenn den Innungen alle Polizei hilft.

Die Fabrikarbeiter werden dem Entstehen der „Arbeiterräthe“ nur selten ein Hinderniß entgegensetzen können, und diese Räthe sind wiederum viel abhängiger als der Gesellen-Ausschuß, also noch werthloser. Arbeitet der Geselle nicht mehr beim Innungsmeister Schulze, so geht er zum Richtungsmeister Müller, oder findet sogar beim Innungsmeister Schmidt, dem Konkurrenten des Schulze, Beschäftigung. Wer aber aus einer großen Fabrik entlassen wird, die vielfach die einzige Arbeitsgelegenheit für ihn in weiterer Umgebung ist, ist viel schlimmer daran, besonders, da durch die „humanen“ Arbeiterwohnungen häufig auch dafür gesorgt ist, daß er mit dem Tage der Entlassung die Wohnung verliert.

O, es ist etwas Schönes um so einen Arbeiterrath! Er ist das Muster einer Vertretung, wie sie die Herren Kartellbrüder der Regierung gegenüber kaum besser selbst herstellen können, und das will viel sagen.

Hilfsklassen, Förderung des Spartriebes!

Hui! uns ist so, als haben wir diese Melodie schon in der Kindheit gehört. Unsere Amme muß sie wohl gesungen haben, dem sozialen Frieden ist sie aber nicht sonderlich förderlich gewesen. Man erzählte uns aber meist, daß solche Sachen sehr gute Dienste thun, um die Arbeiter an die Fabriken zu fesseln. Die Fesseln hören wir da klirren. Erzwungene Abzüge zu Klassen, woran der Arbeiter alle Rechte verliert, wenn er freiwillig oder nicht die Fabrik oder den Fabrikverband verläßt. Im Fabrikverband wird auf „Ordnung“ gehalten. Wer mußt, wird entlassen und findet im Verbanne keine Arbeit wieder. Die Reservearmee ist ja groß genug. Wir sagen nicht, daß das alles beabsichtigt ist, aber es bildet sich ganz von selbst so aus. Das liegt in der Natur unserer wirtschaftlichen Verhältnisse. Diese bedingen einen Kampf zwischen Kapital und Arbeit. Jede Vereinigung von Unternehmer oder Arbeiter wird gegen die Absicht der Gründer oder mit derselben zum Kampfverein gegen den anderen Theil. Nein, diese Vereinigung ist nicht die Märchenprinzessin, die den Königssohn entzaubert und den sozialen Frieden herstellt.

Wir sehen einen Unternehmerverband entstehen, die Gründer haben die besten Absichten, aber er wird sich ganz sicher zum Kampfverein gegen die Arbeiter auswachen; die Arbeiter haben ihm vorläufig dort nichts entgegenzustellen, da man einen solchen Arbeiterverein sofort unterdrücken würde. Eins ist der Verein sicherlich: Ein Zeichen, daß man das Klopfen gehört hat, daß man im Hause erwacht ist, daß man sich beunruhigt fühlt.

Es ist unsere Pflicht, weiter zu pochen, bis man ganz aufstuh.

## Entwicklung und Charakter der französischen Arbeiterparteien.

### VIII.

5 Trotz des Zwiespaltes und der Zänkereien, welche die französischen Sozialisten unter einander zerfleischen, ist Eins nicht zu verkennen: sie werden von der Logik der Thatsachen gezwungen, sich in ein und derselben ganz bestimmten Richtung vorwärts zu bewegen und weiter zu entwickeln, sie müssen der Strömung des Zeitgeistes folgen. Der großen Mehrheit nach marschiren sie unter dem Banner des modernen Sozialismus, nur mit dem Unterschied, daß ihm die Einen bewußt und konsequent folgen, die Anderen noch unbewußt und vielfach zögernd, unentschlossen. Abgesehen von etlichen jungen und alten Wirkköpfen und Konfusionsräthen hat das Gros der französischen Sozialisten nichts mehr gemeinsam mit den Sozialisten der vierziger Jahre, von deren sentimental kleinbürgerlicher Utopisterei sich ihre durchaus realistische Auffassung der gesellschaftlichen Entwicklung streng unterscheidet. Sie erwarten nichts mehr vom guten Gergen und dem guten Willen der „Oberen Zehntausend“, von der endlichen Herrschaft der „absoluten Vernunft“ und „absoluten Gerechtigkeit“. Für sie ist Entwicklung und Charakter der ökonomischen Verhältnisse Bürgschaft und Basis einer besseren Zukunft, und die politische Macht in den Händen eines klassenbewußten Proletariats der Schlüssel, welcher das Thor öffnet, durch welches die gesellschaftliche Regelung der Produktions- und aller übrigen sozialen Verhältnisse ihren Einzug halten.

Die Guesdisten oder Kollektivisten haben ungemein viel dazu beigetragen, diese Auffassung durch Wort und Schrift in den Massen zu verbreiten und zum lebenskräftigen Bewußtsein zu erziehen. Sie haben der materialistischen Geschichtsauffassung des modernen Sozialismus Eingang in Frankreich verschafft und dadurch den süßen Träumereien der utopistischen Sozialisten ein Ende bereitet. Sie pro-

klamiren nicht mehr das Recht auf Arbeit, sie verweisen auf die Bedürfnisse der Menschen und ihr Recht, sowie die Möglichkeit, dieselben zu befriedigen. Im Gegensatz zu ihren Vorläufern wissen sie nichts von einer vollkommen tugendhaften Menschheit, welche das Gute um des Guten willen thut, sondern sie lassen sich bei ihren Forderungen und der Begründung derselben von der Rücksicht auf die historisch-ökonomischen Faktoren, von der Logik der Thatsachen und den gesellschaftlichen Bedürfnissen leiten.

Die französischen Kollektivisten lassen auch eine soziale, von der Gesellschaft kontrollirte Autorität zu, welche über Erfüllung aller der Gesellschaft schuldigen Pflichten wacht, dem Einzelnen seine den gesellschaftlichen Bedürfnissen entsprechende Arbeit zuertheilt, auf deren Leistung der dem individuellen Bedürfnisse entsprechende Konsum folgt. Die Formel von 1848: „Jeder nach seinen Kräften, Jedem nach seinen Bedürfnissen“ ist nicht mehr die des französischen Kollektivismus.

Der Kollektivismus bildet ein soziales System, das auf die Solidarität der Arbeitenden gegründet ist. In der kollektivistischen Gesellschaft, so meinen die Guesdisten, wird Jeder (Kranke, Alte u. natürlich ausgenommen) irgend eine Arbeit verrichten müssen, deren Dauer je nach den Bedürfnissen der Gesellschaft und der Vollkommenheit der Arbeitsinstrumente variiert. Jeder Einzelne hat also das größte Interesse daran, irgend eine Vervollkommnung der Produktion herbeizuführen, die Macht der Technik und Maschinerie zu entwickeln, da dadurch eine Verkürzung der Arbeitszeit und eine größere Herrschaft des Menschen über das Arbeitsinstrument und damit eine größere Freiheit der persönlichen Entwicklung bedingt wird. Jede neue Entdeckung schlägt also zum Vortheile jedes Einzelnen aus, verleiht ihm größere Freiheit, während heutzutage gerade das Gegentheil der Fall ist: jede neue Entdeckung und Vervollkommnung auf irgend einem Gebiete der Technik und Produktion gestaltet das Loos der Arbeitenden noch härter und unerträglicher. Je mehr die Maschinerie die Arbeitszeit verkürzt und die Produktion erleichtert, um so länger und schwerer muß der Lohnarbeiter schaffen, um seinen Lohn auf der Höhe zu erhalten, welche nothdürftig ein elendes Leben ermöglicht. Und die sind noch die Glücklicheren, denen nur dies geschieht, denn Tausende werden von der Maschine direkt aus der Fabrik, der Werkstatt verjagt und in die Reihen der industriellen Reservearmee gedrängt. Aber die Verhältnisse können über die Natur des Vorganges nicht täuschen, es ist nicht das Wesen der Maschinerie und Technik, welches zu einem Fluch für den Arbeitenden wird, sondern nur deren individueller Besitz und deren individuelle Ausbeutung.

Indem also der Kollektivismus die Produktionsmittel als gesellschaftliches Eigentum erklärt, wird die Maschine sozusagen für Alle arbeiten, ihre Vortheile werden Allen zu Gute kommen. Er strebt also nach einer möglichst entwickelten und vervollkommenen Technik, welche die Thätigkeit des Menschen bei der Produktion auf ein mögliches Minimum beschränkt. Mit anderen Worten: er will die Unterwerfung des Stoffes und der Elemente unter den Menschen, im Dienste und zum Wohle der arbeitenden Menschheit. Jeder Fortschritt der Maschinerie, der angewandten Wissenschaft soll der gesammten kollektivistischen Gesellschaft zum Nutzen gereichen, das Wohlfühlen eines Jeden vermehren, die kollektivistische Arbeitslast herabsetzen, ohne dadurch die für den gesellschaftlichen Konsum nöthige Produktion zu vermindern.

Warum nennen sich die französischen Sozialisten Kollektivisten?

Das Wort Kollektivismus ist synonym mit Kommunismus, jedoch ziehen die französischen Genossen die erstere Bezeichnung vor und zwar aus zweierlei Gründen. Erstens wollen sie nicht mit den sentimental utopistischen Kommunisten verwechselt werden, und zweitens sind sie der Ansicht, daß dem Kommunismus, zu dem die Menschheit strebt und in welchem Produktion und Konsum gemeinschaftlich vor sich gehen werden, eine Uebergangsperiode vorausgehen wird. In dieser Periode wird neben und mit dem Kommunismus der Individualismus noch herrschen. Die Produktion wird eine gemeinschaftliche sein, aber der Konsum wird noch individuell bleiben; Jeder wird unter irgend einer Form seinen Arbeitsantheil, einen Theil für die gesellschaftlichen und ihm zu Gute kommenden oder zur Verfügung stehenden Einrichtungen abgerechnet, erhalten und kann ihn nach seinem Belieben verbrauchen. Unterdeß wird der Einfluß der kollektivistischen Mitte die individuellen Instinkte zerstören und allmählich auch den Verbrauch in Gemeinschaft herbeiführen. Erst dann, d. h. wenn Produktion und Konsum gemeinschaftlich vor sich gehen werden, erst dann ist der rein kommunistische Zustand der Gesellschaft da. Jenes Uebergangsstadium aber, das ist die kollektivistische Periode, der Kollektivismus ist also sozusagen ein Minimum des Kommunismus.

Was die heutigen Sozialisten noch weiter von ihren Vorgängern unterscheidet, ist, daß sie nicht die soziale Frage von heut auf morgen mit Dekreten zu lösen gedenken. In den Besitz der öffentlichen Macht gelangt, wollen sie nicht mit Proklamirung von Gesetzen, die „Nationalisirung“ aller Kapitalien betreffend, den Anfang machen. Sie werden sich nur der Monopole und großen kapitalistischen Unternehmungen, der Fabriken, Minen, großen Magazine wie „Louvre“, „Bon-Marché“ u., der Verkehrsanstalten u., bemächtigen.

Kleinindustrie und Kleinhandel, inwieweit sie bis dahin noch nicht von dem Großkapitalismus bei Seite gefegt sind, wollen sie weiter bestehen lassen, bis dieselben durch die ökonomischen Verhältnisse von selbst gänzlich verschwinden

werden. Natürlich werden in diesem Falle die Kleinkapitalisten nicht als Opfer einzelner Großkapitalisten fallen, sondern sie treten in die Kollektivität ein, welche ihre Unternehmungen in die Reihe ihrer eigenen gesellschaftlichen Produktion einzieht und die bisherigen Inhaber entsprechend entschädigt.

Selbstverständlich werden die Kollektivistischen alle Maßregeln ergreifen, um die Ueberführung aller Produktionsmittel, ohne Ausnahme, in den Besitz der Gesellschaft so viel als möglich zu beschleunigen.

Die Kollektivistischen sind keine Anhänger der Revolutionen und Rebellionen um jeden Preis. Sie sind sich voll und ganz bewußt, daß die Entwicklung der Gesellschaft schließlich zu einer fundamentalen Umgestaltung führen muß, und verstehen daher zu warten. Sie wissen auch ganz gut, was ihnen agents provocateurs schaden können, deshalb rathen sie auch ihren Anhängern, bei Manifestationen energisch aber ruhig aufzutreten, um nicht der Polizei und Reaktion die gewünschte Gelegenheit zum Einschreiten an die Hand zu geben. Künstlich gezeitigten Elementen, revolutionären Knalleffekten fallen nur die Arbeiter selbst zum Opfer, die siegreiche Reaktion würde dann das Land mit Schrecken erfüllen und der Sozialismus an Boden verlieren und oft auf längere Zeit lahm gelegt und an einer lebensfrischen Entwicklung verhindert werden.

## Erklärung.

Arbeiter Berlins! Parteigenossen!

Zum zweiten Male seit wenigen Wochen ist Euch ein Flugblatt zugegangen, welches in bekannten „christlich-sozialen“ Ausführungen sich mit meiner Person beschäftigt.

Wenn es mich auch mit Ekel erfüllt, mich mit diesem von frechen Lügen und elenden Verleumdungen strotzenden Machwerk abgeben zu müssen, so zwingt mich doch der Umstand, daß in mir meine Partei — die deutsche Sozialdemokratie — beschimpft wird, die Feder in die Hand und veranlaßt mich, die wiederholten Versuche, mich in scham- und ehrloser Weise bei meinen Parteigenossen zu verächtigen, der öffentlichen Verachtung zu überliefern, die aufgestellten Behauptungen so zu bezeichnen, wie sie es verdienen, sie zu brandmarken als **nichtswürdige Verleumdungen und Lügen.**

Das letzte anonyme Flugblatt behauptet, ich sei die Veranlassung, daß die Berliner Arbeiter trotz der von der „Volkstribüne“ empfohlenen Nichtbetheiligung an den Stadtverordnetenwahlen dennoch in die Wahlbewegung eingetreten seien. So viel Worte, so viel Lügen.

Ich rufe die Redaktionen beider hiesigen Parteiblätter, sowie alle mit den Vorbereitungen zu den Kommunalwahlen beschäftigten gewissen Genossen zu Zeugen dafür auf, daß ich, abgesehen von einem im September im „Berliner Volksblatt“ veröffentlichten Artikel, in welchem ich mich für die Beteiligte an den Kommunalwahlen erklärte, in keiner Weise irgend einen Einfluß auf diese Frage ausgeübt oder auszuüben versucht habe.

Von mir im Verein mit einem Parteigenossen ging der Vorschlag aus, in allgemeiner öffentlicher Versammlung die Frage, ob Beteiligte oder Nichtbeteiligte, zu entscheiden und danach zu handeln.

Dieser Thatsache gegenüber wagt das neueste Produkt christlich-sozialen Hasses die Behauptung aufzustellen, „der Jude befiehlt, daß die Arbeiter für den Fortschritt antreten, und sie müssen tanzen wie der Jude pfeift.“

Wie paart sich hier Gemeinheit und Wahnsinn; ich, infolge meiner Parteithätigkeit, zur hellen Freude der Heber und Denunzianten der „christlich-sozialen Korrespondenz“, sowie der frommen „Kreuzzeitung“, von Berlin ausgewiesen, soll die „beschlossene Stimmeneinhaltung“ rückgängig gemacht haben, in einer Zeit, in der ich, fern von der Heimat, absichtlich mich jeder etwa beeinflussenden Äußerung enthielt in einer Frage, über die entgeltlich zu entscheiden einzig und allein die Berliner Genossen das Recht haben.

Und warum soll ich die, mir von den Kampfgenossen des „zweiten Luther“ angegedichtete, nein angelogene That verübt haben? Weil ich die „Sozialdemokraten“ zu Gunsten des „Freisinn“ mißbrauche!

Aber auch hier bleiben die Eibeshelfer des Herrn Stöcker der Lüge und Verleumdung treu.

Ich habe auf dem Parteitag in St. Gallen den Beschluß, „bei künftigen engeren Wahlen zwischen Segnern sich der Abstimme zu enthalten“, lebhaft befürwortet und ich darf vielleicht ohne Ueberhebung sagen, daß meine Ausführungen zu seiner Annahme ein gut Stück beigetragen haben; ich habe in dem bereits erwähnten Artikel des „Berliner Volksblatt“ ausdrücklich und unbedingt verlangt, daß die Sozialdemokratie einzig und allein ihre eigenen Parteigenossen zu unterstützen und zu wählen hat, und doch ist man frech genug, zu behaupten, ich verriethe die Parteigenossen, ich sei bestochen und arbeite für die deutsch-freisinnige Partei.

Auf die Reichstagswahlen vom Jahre 1884 wird hingewiesen und behauptet, ich hätte, trotzdem von der sozialdemokratischen Parteileitung bei den Stichwahlen Stimmeneinhaltung beschlossen worden sei, meine Freunde Bebel, Liebknecht, Hasenclever, Auer zu veranlassen gewußt, daß sie Briefe schreiben „mühten“, daß die Arbeiter Birchow wählen sollten.

Welcher Abgrund von Verlogenheit und niederträchtiger Gesinnung liegt in der Insinuation für mich, daß ich meine politischen Freunde laufe, und für diese im Kampf für die Rechte des Volkes ergrauten Männer, daß sie sich kaufen lassen. Die Vertrauensmänner der Berliner Arbeiter hatten damals Stimmeneinhaltung zu empfehlen beschlossen. Das Zentral-Wahlkomitee hatte den Rath gegeben, im Allgemeinen bei Stichwahlen zwischen Segnern

sich der Wahl zu enthalten; aber für den Fall, daß die Parteigenossen in einzelnen Kreisen doch wählen wollten, empfahlen, die Unterstützung eines gegnerischen Kandidaten an bestimmte Zusagen und bindende Erklärungen zu knüpfen.

Ich persönlich war schon damals für Wahlenthaltung eingetreten, und habe nur, veranlaßt durch dringende Aufforderung meiner Freunde, das Referat in einer Volksversammlung übernommen, in welcher durch Zugauer zunächst mitgeteilt wurde, daß die Vertrauensmänner den Wählern des zweiten Reichstags-Wahlkreises Stimmeneinhaltung vorschlugen. Dann — ich habe erst heute noch den bezüglichen Versammlungsbericht nachgesehen — nahm ich das Wort, setzte auseinander, was die Sozialdemokraten von den Freisinnigen und Konservativen trenne und forderte schließlich diejenigen Arbeiter, welche wählen wollten, auf, in keinem Falle Stöcker ihre Stimme zu geben.

„Nicht für Birchow, sondern gegen Stöcker“ schloß ich mein Referat, indem ich ausführte, daß jeder Arbeiter, der überhaupt zur Wahl ginge, die Verpflichtung habe, gegen Stöcker zu stimmen, um damit Protest einzulegen gegen das „kulturmörderische“, „verabscheuungswürdige“ Treiben dieses Mannes.

So und nicht anders ist die Wahrheit über die damaligen Vorgänge; und die Behauptung, ich hätte zu jener Zeit die Parteileitung veranlaßt „umzukippen“, ist, ich wiederhole es, eine unverschämte Lüge.

Das Flugblatt giebt den Berliner Sozialdemokraten den Rath, im nächsten Jahre ein Jubiläum zu feiern und empfiehlt die Denkmalsinschrift dazu.

Im Anschluß hieran wird der Rath erteilt, die Sozialdemokratie möge sich unter dem Denkmal begraben lassen, — denn in Berlin sei der Arbeiter an das Kapital verfallen. Es ist dies die landläufige Redensart, die, soweit sie mich betrifft, zusammenfällt mit der Stöcker'schen Behauptung, ich heute die Arbeiter resp. Arbeiterinnen aus.

Ich habe diese verleumderische Behauptung schon oft genug widerlegt, und wenn es nicht meine Parteigenossen wären, zu denen ich hier spreche, so würde ich mit keinem Wort darauf zurückkommen.

So aber sei nochmals darauf hingewiesen, daß der Einzelne in dem heutigen Wirtschaftssystem nicht im Stande ist, besseren Lohn und bessere Arbeitsbedingungen als seine Berufsgenossen zu gewahren; wollte er den Versuch machen, so würde er von der Konkurrenz erbarmungslos zerrieben, und an seinem Untergange würde von den Gegnern die Unrichtigkeit seiner Theorie zu beweisen versucht werden.

Diese Freude dem „manchesterlichen Freisinn“ und der christlich-sozial-konservativ-nationalliberalen Kartellbrüderschaft, sowie dem ultramontanen Kirchensozialismus zu machen, dazu habe ich nicht die geringste Neigung.

Ich leiste meiner Partei mehr, wenn ich mich „kriegstüchtig“ erhalte, wenn ich mein Hab und Gut in den Dienst der weltbefreienden Ideen stelle, von deren Erfüllung ich die Erlösung der Menschheit aus Noth und Elend zuversichtlich erwarte.

Aber ist's den Leuten der vor mir liegenden, gedruckten Lügen Ernst mit dem „gesunden Sozialismus“, den sie für „das System der Zukunft“ halten, dann mögen sie soziale Umwandlungen vorschlagen, wie ich sie z. B. im „Arbeiterchutzgesetz“ mit beantragt habe; ich werde freudig der Erste sein, der an der Beseitigung des Kapitalismus, an der demokratischen Sozialisirung der Gesellschaft mitarbeitet.

Zum Schluß spricht das Flugblatt von „Internationalen Träumereien“ eines Marx und Lassalle und erweist mir die Ehre, meinen Namen neben den dieser leuchtenden Vorbilder der Sozialdemokratie zu setzen.

Ich betrachte dies als ein gutes Omen und werde — für meine Parteigenossen habe ich es nicht nötig zu betonen, aber meinen Feinden sei es hiermit versprochen — nach wie vor, trotz aller Verleumdungen und Lügen, trotz aller Ränke und Schliche, eifrigst bestrebt sein, im Geiste jener theuren Todten zu wirken, ihre Lehren weiter zu verbreiten und aus ihrem tiefen und edlen Wissen immer mehr Wahrheit und Aufklärung in das Volk zu tragen.

Nicht Jeder hat unter den heutigen Zuständen das Glück, mit „hoher obrigkeitlicher Genehmigung“ öffentlich sprechen und schreiben zu können; meiner Partei ist durch das Ausnahmengesetz der Mund verschlossen, ihr sind die Hände gebunden. Niemals jedoch würden wir uns zu so demagogischer Art und Weise verstehen, wie das Flugblatt, welches schließt:

„Ein Hoch dem arbeitenden Volk, das seine Ketten bricht!“  
Und das aus dem Munde der Brodvertheurer, aus der Feder der Sozialistengesetzverlängerer!

Ist's nicht bitterer Hohn? Nun, die Berliner Arbeiter wissen, was davon zu halten ist.

Die Spekulation ist zu durchsichtig; es wird nicht gelingen, die Partei in's Wanken zu bringen.

Fest und treu stehen die Vertreter zu den Genossen, ebenso fest und treu aber werden auch die Genossen zu denjenigen stehen, die Hand und Kopf für alle Zeit in den Dienst der Partei gestellt haben. Das unerschütterliche Vertrauen, welches ich mir in ehrlichen Kampfe erworben, ist der Fels, an dem alle Versuche, mir die Herzen meiner Parteigenossen zu entzweien, kläglich scheitern werden. Vorstehende Ausführungen war ich meinen Parteigenossen schuldig, dem Flugblatte gegenüber hätte ich mich abfinden können mit den Worten Feuerbach's:

„Von der Dummheit gehaft zu werden, ist ehrenvoll; von der Gemeinheit gehaft zu werden, ist beneidenswert.“  
Berlin, Ende November 1887.

Paul Singer.

## Bereine und Versammlungen.

An alle Schuhmacher Berlins. Die traurige Lage der Schuhmacher hat schon manchen Kollegen zum ernstlichen Nachdenken veranlaßt. Schon von allen Seiten sind Vorschläge zur Besserung der Lage gemacht worden. An uns ist es nun, zu prüfen, welches die besten sind und welche uns unter den herrschenden Verhältnissen am nächsten zum Ziele führen. Die Jünger möchten auf dem Wege von Zwangsbindungen und sonstigen Unterdrückungs-Maßregeln, u. A. durch Herabsetzung der Gehilfenlöhne sowie Einschränkung ihrer (der Arbeiter) Rechte eine Besserung, allerdings nur für sich herbeiführen. Von der anderen Seite wird auf dem Wege der Gesetzgebung zu Gunsten der Regelung der Produktionsweise Abhilfe erwartet. Nun Kollegen! Ein jeder von Euch wird die Verhältnisse in unserem Gewerbe zur Genüge kennen und wissen, daß eine wöchentliche 100 stündige Arbeitszeit kaum ausreichend ist, um einen Durchschnittslohn von 10—12 Mark pro Woche zu erzielen. Nicht mit Unrecht schreibt man den Schuhmachern zum Theil selbst die Schuld dieser Zustände zu; denn hätten die Kollegen geschlossen diese Mißstände in unserm Gewerbe bekämpft, so dürfte es wohl ein gutes Stück besser sein. Bis von Kurzem bestand in Berlin eine Filiale des Vereines deutscher Schuhmacher, dieser Verein hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die Interessen aller in der Schuhmacherei beschäftigten Arbeiter nach Kräften zu vertreten. Derselbe schien infolge dessen zu einer erfreulichen Stärke emporzublahen, als derselbe durch forgesetzte Polizei-Maßregeln allmählich seiner „freiwilligen“ Auflösung entgegengeführt wurde. Wohl ist es allen denkenden Kollegen klar, daß nur auf dem Wege der Gesetzgebung etwas Positives und Dauerndes erreicht werden kann, jedoch bei der Lage der Dinge absolut nichts zu erwarten ist. — Infolge dessen sind einige Kollegen zusammengetreten und haben den Verein zur Wahrung der Interessen der Schuhmacher und verwandter Berufsgenossen gegründet. Dieser Verein hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Interessen der Schuhmacher in jeder Richtung zu vertreten. Pflicht eines jeden Kollegen ist es nun, das Bestreben dieses Vereines durch seinen Beitritt zu unterstützen, das Bestehen desselben in den weitesten Kreisen der Berliner Kollegschaft bekannt zu geben und demselben möglichst viel Mitglieder zuzuführen. Darum Kollegen laßt Euch ein, in der Versammlung am Montag, den 28. November, Abends 8 1/2 Uhr, in Mundt's Lokal, Köpnickstraße 100, zu erscheinen.

Im Fachverein der Tischler sprach am Montag, den 21. November, Hr. Kunert über das Thema: „Wie stellt sich der Arbeiter zum Arbeitsunterricht?“ Im Verlaufe des Vortrages wies Redner darauf hin, daß seine Ansicht über den Zweck des Arbeitsunterrichts von einigen Berliner Zeitungen irthümlich aufgefaßt worden sei. So hätten das „Berliner Volksblatt“ und die „Volkzeitung“ berichtet, Redner sei der Meinung, daß der Schüler durch den Arbeitsunterricht „in angemessener Weise für die Forderungen der heutigen Industrie vorzubereiten sei“. Daran anschließend bemerkte Redner, daß es sich bei Einführung des Arbeitsunterrichts nicht um positive industrielle, sondern um rein erziehlige Erfolge und Resultate handle. Nicht ein bestimmtes Handwerk sei zu erlernen, sondern ein tieferes Verständnis für das industrielle Leben und Wirken eines Volkes sei schon in dem kindlichen Geiste anzubahnen. Es handle sich darum, daß die Jugend zur Erkenntniß der Wichtigkeit und des aller Handarbeit imwohnenden Adels gelange, darum, daß der Handarbeit nicht ferner diejenige blödsinnige Verachtung und mittelbare Duldung entgegengebracht werde von Seiten, die gewohnt sind, von der Ausbeutung fremder menschlicher Arbeitskraft zu existiren, endlich darum, daß der Schüler harmonisch zum Vollmenschen herangebildet werde. — An den Vortrag knüpfte sich eine ausgedehnte, lebhafte Diskussion. Im Schlußwort bemerkte Redner, daß das Recht auf Bildung, daß die freie allgemeine Volksschule nicht im Klassenstaate, sondern erst nach der Reorganisation der Arbeit, der Neugestaltung der Gesellschaft auf sozialistisch-kommunistischer Basis zum Heile der Menschheit durchgesetzt werden würden.

Der Fachverein Berliner Statutaren tagte am 21. November in Nieß's Salon, Kommandantenstr. 71/72. Punkt 1 der Tagesordnung: Vortrag des Herrn Meier über „Leidenverbreitung“ wurde mit großem Beifall aufgenommen. Zu Punkt 2 verliest Herr Marfert die Abrechnung vom letzten Kränzchen: Einnahme 100,25 Mk., Ausgabe 90,50 Mk., bleibt Bestand 9,75 Mk. Ferner theilt der Redner mit, daß Herrn Heindorf als Komiteemitglied 21 Paar Billets abhanden gekommen sind. Herr Bammann wie Herr Schiedel bezeichnen dieses als eine große Nachlässigkeit, von Seiten des Herrn Heindorf wurde konstatirt, daß dieses nicht das erste Mal sei. Bammann beantragt daß Herr Heindorf diese fehlenden Billets bezahle, Heindorf scheidet darum aus dem Verein. Als Komiteemitglied wird Herr Frensch gewählt. Die Versammlung beschließt durch Antrag, Herr Werder solle, falls Herr Heindorf die Sache bis zur nächsten Versammlung nicht geregelt habe, denselben vor den Vorstand laden. Hierauf Schluß.

— Fachverein sämtlicher im Drechslergewerk beschäftigten Arbeiter Berlins. In Deigmüller's Salon, Alte Jakobstr. 48a, am Sonnabend, den 26. d. M., Stiftungsfest unter gütiger Mitwirkung des Gefangensumwärtigen Herrn Zimmermann und anderer tüchtiger Kräfte, sowie der Liedertafel des Fachvereins. Anfang 8 1/2 Uhr. Billets sind zu haben bei H. Sündermann, Gütshamerstr. 61, 1 Tr.; A. Schade, Raumnstr. 17, 3 Tr.; Karl Buchmann, Waldemarstr. 32, 4 Tr. l.; Emil Reichgeier, Waldemarstr. 19, Hof 3 Tr., bei Michael; R. Audenburger, Parochialstr. 1 und 2, Hof 2 Tr.; G. Kühnert, Köpnickstr. 34, 2 Tr.; A. Herfort, Johanniterstr. 12 und J. Salzigus, Al. Markusstr. 18 bei Brust. Da für jede Art Amusement bestens gesorgt ist, ladet der Vorstand zu recht zahlreichem Besuch ein.

— Fachverein der Buchbinder und verwandter Berufsgenossen (Verbandsverein). Sonnabend, 26. November, Abends 8 1/2 Uhr, im Restaurant Reher, Alte Jakobstraße 88, Geselliger Abend mit Damen! Gäste willkommen.

— Fachverein der Bergolder und Fachgenossen Berlins. Da unsere Versammlung am 21. d. M. wegen eines wissenschaftlichen Vortrages des Herrn Dr. Stahn polizeilich nicht genehmigt wurde, so findet die nächste Fachvereins-Versammlung am Dienstag, den 29. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, bei Scheffer, Inselstr. 10, statt. Tagesordnung: 1. Entstehung und Zweck des Vereines. 2. Verschiedenes. Um zahlreichen Besuch bittet der Vorstand.

— Fachverein der Steinträger Berlins. Sonntag, den 27. November, Vormittags 11 Uhr, Versammlung in Zimmermann's Salon, Köpnickstr. 17.

— Freireligiöse Gemeinde, Rosenthalerstr. 38. Sonntag, den 27. d. M., Vormittags 10 Uhr, Vortrag des Herrn Dr. Huber über „Die religiösen und sittlichen Anschauungen der Japaner und Chinesen.“ Damen und Herren als Gäste willkommen. — Am Dienstag, den 29. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, spricht Herr Vogt über in Feuerstein's Salon, Alte Jakobstr. 75, über „Wissen und Glauben der freien Religion“. Nach dem Vortrag Geselliges Zusammensein.

— Kranken- und Begräbniskasse des Vereines sämtlicher Berufsklassen. Berlin I. Sonnabend, den 26. d. M., Abends 8 Uhr, Blumenstr. 78, Versammlung. Neue Mitglieder werden in jeder Versammlung, sowie zu jeder Tageszeit beim Vorliegenden Kasse, Wäckerstr. 34—35, und beim Kassirer Schilling, Köpnickstr. 48, aufgenommen.

## Briefkasten.

Mehrere Vereinsberichte mühten gekürzt oder ganz zurückgestellt werden.